

■ **EVANGELISCHE KIRCHE**
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
■

 **EVANGELISCHE
KIRCHE
IM RHEINLAND**

Thema: Gottesdienst

Berichte

Modelle

Analysen

Informationen

Termine

32 / 2010

**Arbeitsstelle Gottesdienst
im Haus Gottesdienst und Kirchenmusik der EKIR
und
Arbeitsstelle Gottesdienst
im Amt für kirchliche Dienste in der EKBO**

Inhalt

Editorial	2
<i>Gunter Kennel</i> Eine neue Studie zum Singen im Gottesdienst	3
<i>Ilisabe Seibt und Martin Evang</i> Monatslieder Liturgische Anregungen für das Kirchenjahr 2010/2011 (I)	11
<i>Dieter Jeschke</i> Motettengottesdienst als missionarische Chance	24
<i>Anne Gidion</i> Selig bist du, wenn du weißt, wie du sprichst Leichte Sprache im Gottesdienst	29
<i>Folkert Fendler</i> Langeweile im Gottesdienst Eine Randbemerkung zur Tübinger Konfirmandenstudie	37
<i>Frank Peters</i> Wie Liturgen mit dem Evangelischen Gottesdienstbuch umgehen – und warum nicht	40
<i>Doris Joachim-Storch</i> Agenden als Agenten der Vereinheitlichung? Über Vielfalt und Einheit in unseren Liturgien	48
<i>Annette Sachse</i> Gottesdienst im Krankenhaus Auf der Suche nach dem Besonderen	52
<i>Manfred Alberti</i> Bestattungskultur im Wandel Erfahrungen eines evangelischen Pfarrers	64

Editorial

„Singen im Gottesdienst“ ist der erste Themenschwerpunkt dieser Ausgabe. *Gunter Kennel*, Landeskirchenmusikdirektor der EKBO (Berlin) berichtet über eine empirische Studie der Universität Paderborn und zieht Folgerungen für die gottesdienstliche Praxis. Es folgen *unsere* liturgischen Vorschläge zu Monatsliedern in der ersten Hälfte des neuen Kirchenjahres. *Dieter Jeschke*, Gemeindepfarrer im rheinischen Hösel, präsentiert die dort gefeierten Motettengottesdienste, v. a. in ihrer missionarischen Dimension.

Drei Beiträge stammen aus gottesdienstlichen Arbeitsstellen. *Anne Gidion* vom Gottesdienstinstitut der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche (Hamburg) bezieht das Konzept „Leichte Sprache“ auf Gottesdienste, formuliert Regeln für die Praxis von Predigt und Gebeten und gibt Beispiele. *Folkert Fendler*, Leiter des EKD-Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst (Hildesheim), nimmt eine vom allgemeinen Echo abweichende, deutlich positivere Bewertung des gottesdienstlichen Teilergebnisses der Tübinger Konfirmandenstudie vor. Und *Doris Joachim-Storch* vom Zentrum Verkündigung (Frankfurt/Main) reflektiert im Blick auf die liturgischen Verhältnisse in ihrer „agendenlosen“ Ev. Kirche in Hessen und Nassau über die immer neu zu findende Balance von liturgischer Freiheit und Bindung.

Zusammen mit dem zuletzt genannten Beitrag bildet der Bericht von *Frank Peters*, Vikar in Essen, über die Rezeptionsstudie zum Ev. Gottesdienstbuch einen weiteren kleinen Schwerpunkt dieser Ausgabe. Unter dem schrägen Titel „Wie Liturgen mit dem EGb umgehen – und warum nicht“ präsentiert er u. a. Ergebnisse seiner Dissertation, in der er die EGb-Rezeption speziell in der EKIR untersucht hat.

Mit dem Aufsatz von *Annette Sachse*, Klinikpfarrerinnen in Berlin-Steglitz, über Gottesdienste im Krankenhaus setzen wir unsere Reihe zu Gottesdiensten in besonderen Einrichtungen fort. Den Abschluss des Heftes bildet ein persönlicher Erfahrungsbericht zu den Entwicklungen, die die Bestattungskultur in den letzten Jahrzehnten genommen hat und mutmaßlich künftig nehmen wird. Autor ist *Manfred Alberti*, Gemeindepfarrer in Wuppertal.

Wir danken den Autorinnen und Autoren für ihre Mitarbeit. Leserinnen und Lesern wünschen wir Lektüre mit Gewinn.

Wuppertal und Berlin, im Oktober 2010

Martin Evang und Ilisabe Seibt

Gunter Kennel

Eine neue Studie zum Singen im Gottesdienst

Dr. Gunter Kennel (Berlin) ist Landeskirchenmusikdirektor der Evangelischen Kirche Berlin – Brandenburg – schlesische Oberlausitz.

Hinführung

Seit einiger Zeit ist in der praktisch-theologischen wie in der Kirchenreformdiskussion¹ ein zunehmendes Interesse an musikalischen Fragen zu beobachten. Die Bedeutung der ästhetischen, insbesondere der musikalischen Dimension für die Gestaltung von Gottesdiensten und für die sonstige religiöse Praxis gerät zunehmend in den Focus. Sowohl im Blick auf systematisierende theologische Überlegungen als auch im Blick auf Handlungsoptionen der Kirchen ist es dabei hilfreich und wichtig, sich auf konkretes Datenmaterial stützen zu können, das in empirischen Untersuchungen erhoben wird.

Einen ersten diesbezüglichen Schritt ging die vierte Mitgliedschaftserhebung der EKD². In dieser Erhebung wurden für eine kirchensoziologische Untersuchung erstmals auch Musikvorlieben der Befragten erfasst. Diese Erfassung diente zwar primär dazu, die Beschreibung der Zugehörigkeit der Befragten zu Lebensstiltypen griffiger zu machen, und war noch nicht auf die Erschließung der Bedeutung der Musik für das Glaubensleben und die Kirchenbindung, geschweige denn auf eine irgendwie geartete kirchenmusikalische Operationalisierbarkeit hin gerichtet. Aber immerhin, hier deutete es sich doch zum ersten Mal an, dass auch die Musik in der evangelischen Kirchensoziologie eine größere Rolle spielen könnte. Mit der Gospelschorstudie des sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD³ und der Studie

¹ Vor allem ausgelöst durch die Schrift: Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006.

² Vgl. Wolfgang Huber, Johannes Friedrich, Peter Steinacker (Hgg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte Erhebung der EKD über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

³ Vgl. Petra-Angela Ahrens, BeGeisterung durch Gospelsingen. Erste bundesweite Befragung von Gospelschören, hg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, Hannover 2009.

zur Kasualmusik von Stephan Alexander Reinke⁴ wurden nun vor nicht allzu langer Zeit weitere Untersuchungen vorgestellt, die sich mit konkreten Gestaltungsformen und Wirkungsweisen von Musik in bestimmten religiösen Kontexten beschäftigen. Eine vierte, ebenfalls kürzlich der Öffentlichkeit vorgestellte Untersuchung soll in diesem Beitrag näher betrachtet werden. Es handelt sich um eine Studie zum gottesdienstlichen Singen, die im Auftrag der Liturgischen Konferenz der EKD von einem Autorenteam an der Universität Paderborn konzipiert und durchgeführt wurde⁵.

Eckdaten und Ergebnisse der Paderborner Studie

Zunächst ein paar Eckdaten zur dieser Paderborner Studie: Der Erhebungszeitraum war in der Adventszeit 2008. Die meisten Rückläufe kamen aus Gemeinden des Rheinlandes und Westfalens. Süd-, Mittel- und Ostdeutschland, aber auch weite Teile Norddeutschlands sind dem gegenüber nur schwach bis gar nicht erfasst. Die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher, die geantwortet haben, waren im Durchschnitt 53 Jahre alt und hatten ein überdurchschnittliches Bildungsniveau.

Insgesamt wurden knapp 4.700 Fragebögen ausgewertet mit folgendem Ergebnis:

Die weitaus meisten Befragten haben positive Einstellungen zum Singen, oft in Verbindung mit Gefallen an der eigenen Stimme. Für viele der Befragten ist der Gottesdienst die häufigste Gelegenheit zum Singen überhaupt. Als förderlich für das Singen werden die Bekanntheit der Lieder und eine positive Stimmung angegeben. Hinderlich wirken sich Situationen aus, in denen nur wenige mitsingen oder wenn ein generell eher distanzierteres Verhältnis zum Singen vorhanden ist.

Etwa jeweils drei Viertel der Befragten bevorzugen Choräle und Neues Geistliches Lied (NGL; Mehrfachantworten waren möglich). Die jüngste Befragtengruppe (10-13 Jahre) bevorzugt fremdsprachige Lieder, ältere Befragte bis zum Alter von ca. 50 Jahren NGL. Bei den über 50jährigen werden Choräle favorisiert.

⁴ Vgl. Stephan A. Reinke, Musik im Kasualgottesdienst. Funktion und Bedeutung am Beispiel von Trauung und Bestattung, Göttingen 2010.

⁵ Die Studie wurde zunächst im Februar 2010 auf einer Tagung an der Universität Paderborn vorgestellt. Eine schriftliche Zusammenfassung des Vorhabens und seiner Ergebnisse findet sich nun an folgender Stelle: Andreas Heye, Heiner Gembris, Harald Schroeter-Wittke, Singen im Gottesdienst. Eine empirische Studie, in: Liturgie und Kultur 1/2010, S. 29-43.

Die Liedbegleitung soll nach den erhobenen Präferenzen live gespielt werden, bevorzugt von der Orgel, vor allem nach Angaben der über 30jährigen. Jüngere Befragte bevorzugten Klavier, Gitarre oder Band als Begleitinstrumente. Einige Befragte geben auch die Qualität der Begleitung als Kriterium für das Gelingen des Gemeindegesanges an⁶.

Ergebnisse und Schlussfolgerungen

Auch wenn an diese Untersuchung noch einige Rückfragen zu stellen sind (vgl. weiter unten), kann man in einer ersten Bilanz einige Tendenzen beobachten und Schlussfolgerungen ziehen. Die im Folgenden dargelegten Tendenzen und Schlussfolgerungen decken sich weitgehend mit den Feststellungen der Autoren der Studie⁷, werden aber mit einer eigenen Akzentsetzung des Verfassers dieses Beitrages zusammengefasst und weitergeführt:

1. Das Singen trägt sehr zum emotionalen Erleben von Gottesdiensten bei, beim Gelingen in positiver, beim Misslingen dann aber auch in negativer Hinsicht. Entsprechend sollten die Gottesdienste für die Versammelten Anlass für möglichst viele positiv besetzte Singerfahrungen bieten.
2. Die Motivation, im Gottesdienst zu singen, sowie die Selbstwahrnehmung des Singens in der Gemeinde sind nach den Ergebnissen dieser Studie deutlich besser als ursprünglich vermutet. Diese positive Grundeinstellung und Offenheit sollte in der kirchlichen Arbeit gezielt aufgegriffen werden.
3. Die Kirche bzw. der Gottesdienst ist mit Abstand die häufigste und damit vielleicht auch wichtigste Gelegenheit zum Singen. Insofern sollten die Verantwortlichen aus einer gesamtulturellen Verantwortung heraus alles daran setzen, dass dieses Kulturgut und damit das Singen überhaupt gestärkt und ausgebaut werden. Sinnvoll ist es, dabei auch Allianzen mit außerkirchlichen Initiativen und Bestrebungen zu bilden.
4. Eine generelle Verbesserung des Verhältnisses zum Singen, zur eigenen Stimme, zum stimmlichen Selbstkonzept bei denjenigen, die in diesen Bereichen Defizite empfinden, würde vermutlich dem Singen im Gottesdienst förderlich sein. Entsprechende Angebote für die Verbesse-

⁶ Vgl. dazu etwas detaillierter die Zusammenfassung der Autoren a. a. O., S. 41f.

⁷ Zur Erleichterung der Lesbarkeit wurde auf die genaue Kennzeichnung der wörtlichen Zitate aus der Autorenzusammenfassung bzw. der vorgenommenen Auslassungen verzichtet. Vgl. dazu aber im Einzelnen a. a. O., S. 42f.

rung des Verhältnisses zur eigenen Stimme sollten daher gestärkt werden. Durch eine konsequente Arbeit mit Kindern und Jugendlichen sollte die Zahl derer, die ein eher schlechtes Verhältnis zur eigenen Stimme haben, bei den heranwachsenden Generationen verringert werden.

5. Die Pluralität musikalischer Stile ist inzwischen insgesamt ein selbstverständlicher Bestandteil der Gottesdienstgestaltung. Die musikalische Beheimatung vieler, vor allem jüngerer Menschen in der Rock- und Popmusik muss darum ernst genommen, darf aber nicht gegen eine Beschäftigung mit traditionellem Liedgut und Chorälen ausgespielt werden.
6. Eine konsequente Vermittlung auch der traditionellen Formen des Kirchengesangs, die in vielen Fällen durchaus auch kindgemäß möglich ist, trägt zur Stärkung der religiös-musikalischen Beheimatung im evangelischen Gottesdienst bei. Bei den Ergebnissen der Studie ist auffallend, dass auch unter Kindern und Jugendlichen trotz der Präferenz fremdsprachiger Lieder eine Offenheit für Traditionelles in Form von Chorälen vorhanden ist. Diese Formen christlichen Singens werden höchstwahrscheinlich auch bei jungen Menschen als authentische und damit akzeptable Ausdrucksgestalt des Protestantismus empfunden. Dies gilt es, nicht verkümmern zu lassen, sondern zu nutzen und zu fördern.
7. Die Aspekte der Stilpluralität und der Vermittlungskompetenzen (sowohl der traditionellen als auch der neueren Formen) müssen in der Ausbildung der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker deutlich akzentuiert werden.
8. Unabhängig von der stilistischen Ausrichtung sollte bei allen entsprechenden kirchlichen Bemühungen um das Singen und Musizieren in Gottesdiensten die Frage nach der Qualität des Liedgutes bzw. der Musikauswahl immer mit thematisiert werden.

Anfragen und Wünsche

Insgesamt zeigt die Paderborner Studie ein im Gegensatz zu mancher Klage über den Gemeindegesang eher positives Bild von den Verhältnissen. Allerdings muss beachtet werden, dass sie trotz der Vielzahl der erhobenen Daten vermutlich nicht repräsentativ ist: Der Erhebungszeitraum in der vorweihnachtlichen Phase des Kirchenjahres, die regionale Ballung der Befragten und die Tatsache, dass vielleicht vorwiegend besonders zum Singen motivierte Gottesdienstteilnehmerinnen und -teilnehmer geant-

wortet haben, schränken die Verwertbarkeit für die Gewinnung eines Gesamteindrucks ein.

Letztlich wird man auf eine Untersuchung von Kontrollgruppen zugehen müssen, wenn man die Ergebnisse der Paderborner Studie und die Schlussfolgerungen, die daraus gezogen werden, wissenschaftlich absichern will. Nur so kann man verlässliche und repräsentative Aussagen machen über die Musikpräferenzen, über die Bereitschaft, Neues kennenzulernen, über die eigene Motivation zum Singen von an Gottesdiensten Teilnehmenden, vor allem aber über das tatsächliche Singverhalten in Gottesdiensten.⁸ Insgesamt wäre es sehr wünschenswert, wenn durch eine Vernetzung der diesbezüglichen Bemühungen an verschiedenen Orten eine umfassende Erhebung oder Studie zur Bedeutung der Musik im Gottesdienst bzw. noch weiter gefasst: im kirchlichen Leben insgesamt durchgeführt werden könnte⁹. Hierbei könnte auch noch auf weitere existierende empirische Studien zum Singen über den kirchlichen Kontext hinaus zurückgegriffen werden.

Bei einer solchen Erhebung müsste man auch noch stärker nach den unterschiedlichen Gottesdienstformen fragen, als dies in der Paderborner Befragung geschehen ist. Die Kasualmusikstudie Stephan Reinkes hat deutlich gemacht, dass diese besonderen Gottesdienstformen zu sehr speziellen Erwartungen führen und besondere musikalische Gestaltungsformen erfordern. Das gilt es für das gesamte gottesdienstliche Spektrum zu berücksichtigen, angefangen von den sogenannten „sonntäglichen Regelgottesdiensten“ bis hin zu bestimmten Sonderformen des sogenannten „Zweiten Programms“.

⁸ Peter Bubmann hat diese Frage bereits an anderer Stelle im Blick auf die o. g. Gospelchorstudie gestellt. Sie ist aber auch auf die Paderborner Studie übertragbar. Vgl. Peter Bubmann, Tagungsrückblick: Praktisch-theologische und kirchentheoretische Anmerkungen, in: Musik und (ihre) Mission – Im Schnittfeld von Gemeindeentwicklung und empirischer Forschung. Tagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 22. bis 24. Juni im Kloster Volkenroda, epd-Dokumentation Nr. 47, Frankfurt 2009, S. 70-75, hier S. 74.

⁹ Wünschenswert wäre es also, die Kirchenmusik im weitesten Sinne, dabei aber insbesondere auch das gottesdienstliche Singen und die in Gottesdiensten erklingende Musik als integralen Bestandteil z. B. bei zukünftigen repräsentativen Mitgliedschaftsbefragungen der EKD zu berücksichtigen. Alternativ oder ergänzend wäre auch eine in Kooperation von Hochschulen und anderen Institutionen entstehende Konzeption eines größeren empirischen Forschungsprojekts zur Musik in religiösen Kontexten denkbar.

Ferner müsste bei weiteren Befragungen auch der Musikbegriff noch stärker differenziert werden, als dies in der Paderborner Studie der Fall war. Ausgehend von der Beobachtung, dass sich rezeptives und aktives Musikverhalten durchaus in einer Weise unterscheiden können, die zu unterschiedlichen Präferenzen bei ein und derselben Person führt – je nachdem, ob es um Musikhören oder um das Mitmusizieren, d.h. in unserem Fall das Mitsingen geht –, wird man stärker zwischen der Aufnahme und der Ausführung von Musik unterscheiden müssen. Dies auch, um die Rolle der Musik in Gottesdiensten insgesamt besser in den Blick zu bekommen¹⁰.

Auch die Frage nach Generationeneffekten, die in der Paderborner Studie aufgeworfen wird, wäre bei künftigen Studien genauer zu stellen. Es wäre danach zu fragen, inwieweit bestimmte Unterschiede zwischen den Altersgruppen mehr durch Generationenprägung oder mehr durch Lerneffekte, die im Durchgang der einzelnen Individuen durch die verschiedenen Altersstufen entstehen, erklärt werden können. Dies würde eine Kontrolluntersuchung mit ähnlichem Design, die in einem gewissen zeitlichen Abstand durchgeführt wird, nahelegen.

Eine künftige Untersuchung sollte auch um einen Fragekomplex nach den Lernorten erweitert werden. Die in der Paderborner Studie ermittelte hohe Bereitschaft, neue Lieder kennen zu lernen¹¹, müsste dabei zu den Ergebnissen der eben zitierten bayerischen Studie¹² in Beziehung gesetzt werden, denen zufolge es eine gewisse Abneigung von Gottesdienstteilnehmern gibt, im Gottesdienst selbst Lieder und Kanons einzuüben. Es wäre also genauer danach zu fragen, wo sonst akzeptierte Orte und Situationen zu finden sind, in denen neue Lieder – und das kann ja individuell auch die erstmalige Begegnung mit altem, traditionellem Liedgut bedeuten – ken-

¹⁰ Erste Ansätze dazu bietet ebenfalls eine oben noch nicht erwähnte bayerische Studie, deren Ergebnisse zur Instrumentalmusik und Chormusik in Gottesdiensten noch genauer ausgewertet und zu dem Paderborner Material in Beziehung gesetzt werden müssten. Vgl. Hanns Kerner, Die Kirchenmusik. Wahrnehmungen aus zwei neuen empirischen Untersuchungen unter evangelisch Getauften in Bayern, in: Perspektive Gottesdienst, hg. v. Gottesdienstinstitut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg o. J.

¹¹ In Frage 14 der Erhebung ging es um die Bereitschaft, Neues kennenzulernen. Sie wurde von 85% der Befragten positiv beantwortet. Dieser Wert wurde einer Vorabveröffentlichung der Studie für den Kreis der an der Paderborner Tagung Teilnehmenden (vgl. Anm. 2) auf S. 23 entnommen.

¹² Vgl. Anm. 10.

nengelernt werden können, um sie dann auch in Gottesdiensten gut mitsingen zu können¹³.

Schließlich wäre es bei nachfolgenden Untersuchungen auch interessant, nach den Gründen zu fragen, die zu bestimmten Werten und Einschätzungen führen, wie sie z.B. in der Paderborner Studie belegt sind. Nur so wird man genauer feststellen können, ob niedrige Werte im Bezug auf einen bestimmten Parameter auf bewusster Ablehnung oder nur auf mangelnder Erfahrung bzw. Unkenntnis beruhen. Erst dann wird man bestimmte Urteile richtig einordnen und ggf. auch adäquate Reaktionsstrategien entwickeln können.

Was ist zu tun?

Insgesamt wird man aber nicht auf solche Folgeuntersuchungen warten müssen, um auf die oben beschriebenen Tendenzen zu reagieren und daraus gezogene Schlussfolgerungen umzusetzen.

In jedem Falle kann schon jetzt damit begonnen werden, lebensgeschichtlich frühe Singerfahrungen zu ermöglichen. Über lokale Initiativen hinausgehende Ansätze dazu sind bereits deutlich zu erkennen. Hier ist z. B. eine Initiative wie die württembergisch-badische Kernliederliste zu nennen, die einer Repertoirebildung unter Berücksichtigung des Aspekts stilistischer Vielfalt dienen soll. Nicht von ungefähr hat darum auch die Liturgische Konferenz diese Liste übernommen und zur EKD-weiten Anwendung empfohlen. Auch die württembergische Initiative „Zum Singen bringen“ geht in diese Richtung. Mit dieser Initiative möchte man Multiplikatoren wie Erziehende in Kindertagesstätten u.a. erreichen mit dem Ziel, dass sich möglichst viele schon vom Kindesalter das durch die Kernliederliste repräsentierte Repertoire aneignen können, und dies in der Hoffnung, dass die Kinder sich von diesem Grundbestand aus auch Neues und darüber Hinausgehendes leichter erschließen können. Es geht um die Entwicklung der Fähigkeit, Singen insgesamt als Bereicherung zu erleben und sich darum auch gern auf neue Singerfahrungen einzulassen. Dies geschieht in der Überzeugung, dass sich ein positives Grundverhältnis zum Singen auch positiv auf das Singverhalten in Gottesdiensten auswirken wird.

¹³ Gemeint sind damit auch gottesdienstnahe Lernorte, die sich vor allem in den Situationen ergeben, in denen eine Gemeinde schon rechtzeitig vor dem Gottesdienst versammelt ist, also z. B. am Heiligen Abend, bei Konfirmationen o. ä.

Insgesamt müssen die kirchlichen Bemühungen aber auf eine breit angelegte musikalische Bildungsinitiative hinauslaufen, die möglichst auch über den binnenkirchlichen Bereich hinausstrahlt. Es muss darum gehen, ein lebenslanges kirchenmusikalisches Lernen zu ermöglichen. Die Arbeit von hauptberuflich tätigen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern wird künftig stark von diesem Bemühen bestimmt sein müssen. Gefragt sind aber alle kirchlich Verantwortlichen, nicht zuletzt auch deshalb, weil eine musikalische Bildungsinitiative nicht ausschließlich an die hauptberuflich Tätigen delegiert werden kann, sondern sich über die Hauptberuflichen Menschen finden lassen müssen, die im Nebenberuf oder Ehrenamt ein kirchenmusikalisches Leben mit gestalten, das wesentlich durch das eben beschriebene Vermittlungs- und Bildungsbemühen geprägt ist.

Ilisabe Seibt und Martin Evang

Monatslieder

Liturgische Anregungen für das Kirchenjahr 2010/2011

I: November 2010 bis Mai 2011

Unsere Vorschläge zur liturgischen Einbettung sogenannter Monatslieder, die eine Gottesdienstgemeinde über mehrere Wochen singt, gehen nun ins zweite (Kirchen-) Jahr. Zwei allgemeine Anregungen vorweg:

Wir ermutigen ausdrücklich die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, sich in ihren Gemeinden für das Anliegen eines *planmäßig(er)en* gottesdienstlichen Singens stark zu machen. Fangen Sie ruhig klein an! Suchen Sie sich aus den folgenden Liedern – die als „Weiteres Lied“ immerhin auch im amtlichen Liturgischen Kirchenkalender der EKIR enthalten sind – zunächst eines oder zwei, die Ihnen für Ihre Gemeinde (und Ihren Chor!) besonders zusagen! Schreiben Sie die zugehörigen liturgischen Vorschläge für die konkreten gottesdienstlichen Verhältnisse Ihrer eigenen Gemeinde um! Bringen Sie Ihren Vorschlag dann in die mittelfristige Gottesdienstplanung Ihrer Gemeinde ein – auch, wenn Sie die weiteren Beteiligten dafür erst ein wenig erwärmen müssen!

Die Beteiligten! Das sind neben den Kirchenmusikern nicht nur die Pfarrer, sondern das ist auch das für die Gottesdienste und das gottesdienstliche Leben der Gemeinde zuständige Gremium – der Gemeindegemeinderat bzw. das Presbyterium selbst oder ein für die gottesdienstlichen Belange zuständiger Ausschuss. Dort kann, ja sollte über die Lage des gottesdienstlichen Singens in der Gemeinde beraten und könnten die tauglichen Mittel, es zu stärken, vereinbart werden.

Adventssonntage – November und Dezember 2010 (ME):

O komm, o komm, du Morgenstern (EG 19)

Das 1975 von Otmar Schulz geschaffene dreistrophige Lied ist ein frischer Zweig an einem uralten Baum. Der Strophentext wurzelt in zwei der sieben sogenannten „O-Antiphonen“ zum Magnificat, die seit dem Mittelalter in den Vespertagesdiensten vor Weihnachten gesungen wurden. Der ersten Strophe „O komm, o komm, du Morgenstern“ liegt die Antiphon des 21. Dezember – und auf weitere Sicht Offb 22,16f. – zugrunde: „O Oriens,

splendor lucis aeternae et sol justitiae, veni, et illumina sedentes in tenebris et umbra mortis.“ Die zweite Strophe knüpft frei an die Antiphon des 20. Dezember an: „O Clavis David et sceptrum domus Israëli, qui aperis, et nemo claudit, claudis, et nemo aperit: veni, et educ vincitum de domo carceris, sedentem in tenebris, et umbra mortis.“ Der Kehrsvers nimmt die Epistel bzw. den Wochenspruch des 4. Sonntags im Advent auf: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch! ... Der Herr ist nahe“ (Phil 4,4f.). Die geheimnisvolle, aber ausgesprochen sangliche Melodie entstammt franziskanischer Tradition des 15. Jahrhunderts.¹

Das Lied, das vielen Chören in der englischen Fassung „O come, o come, Emmanuel“ oder in der Bearbeitung der lateinischen Fassung „Veni, veni Emanuel“ durch Zoltan Kodaly („Adventi enek“) bekannt sein dürfte, kann die gottesdienstliche Gemeinde an allen Adventssonntagen begleiten.

Für den *1. Sonntag im Advent (28. November)* schlagen wir vor, den Refrain „Freut euch ...“ als Kehrsvers zum Wochenpsalm Ps 24,7-10 (EG.RWL 711.2; EG.Stammausgabe 712) zu singen, also vor und nach dem im Wechsel gesprochenen Psalm sowie nach dem (in diesem Fall zweckmäßiger Weise ebenfalls gesprochenen) „Ehre sei dem Vater ...“. Das ganze Lied kann sodann anstelle des Halleluja (das ja im Refrain erklingt) und des Wochenliedes gesungen werden – in unmittelbarer Antwort auf die Epistel Röm 13,8-12 (Motiv der vorgerückten Nacht und des herbeigekommenen Tages) und als Auftakt zum Evangelium Mt 21,1-9 (Huldigung des in Jerusalem einziehenden Davidssohnes).

Am *2. Sonntag im Advent (5. Dezember)* kann das gesamte Lied als Eingangslied = Psalm gesungen werden, woran sich das Bußgebet/ Sündenbekenntnis bzw. Eingangsgebet sofort anschließt. Alternativ kann es an der Stelle des Wochenliedes gesungen werden, da im Refrain mit „... der Herr ist nah“ die Epistel mit „... denn das Kommen des Herrn ist nahe“ (Jak 5,8) genau nachklingt.

Auch am *3. Sonntag im Advent (12. Dezember)* kann das Lied nach der Epistel gesungen werden („... bis der Herr kommt, der auch ans Licht bringen wird, was im Finstern verborgen ist ...“, 1Kor 4,5). Liturgisch noch reizvoller ist es aber, wenn die Gemeinde die drei Strophen jeweils als einen Gebetsruf singt, mit dem sie in ein dreigeteiltes Fürbittengebet einstimmt, und wenn der Chor diesen gesungenen Gebetsruf jeweils mit dem Refrain

¹ Näheres siehe bei Franz Karl Prassl in: *Liederkunde zum EG (HEG 3)*, Heft 11, Göttingen 2005, S. 3-7.

„Freut euch ...“ beantwortet. Eine solche Aufführung würde der dialogischen Struktur von Strophen und Kehrsvers – Bitte und Zuspruch – Rechnung tragen.²

Am 4. *Sonntag im Advent (19. Dezember)*, dem evangelischen *Gaudete*, ist das Lied vollends „angekommen“. Wieder kann der Refrain „Freut euch ...“ als Kehrsvers zum Psalm des Tages gesungen werden (Ps 102 in Auswahl; EG.RWL 744.2 bzw. EG.Stammausgabe 741) – vor und nach dem Psalm und nach dem (gesprochenen) „Ehre sei dem Vater ...“. Oder das Lied kann als kombiniertes Eingangs- und Psalmlied gesungen werden. Oder es vertritt Halleluja und Wochenlied zwischen der Epistel (Phil 4,4-7), die darin nachklingt, und dem Evangelium (= Magnificat, Lk 1,46-55), das darin intoniert wird.

Abschließend sei für die Adventszeit noch einmal erinnert, was zum Monatslied von September 2010 („Komm in unsre stolze Welt“, EG 428) notiert wurde: „Als fünffach gegliederte Bitte um das Kommen des Herrn kann das Lied schließlich in der Voradventszeit am Ende des Kirchenjahres (November) und in der Adventszeit (Dezember) wieder aufgegriffen werden – wie ja überhaupt die einmal eingeführten Schwerpunktlieder eines Monats zur Erhaltung und Pflege des Repertoires immer einmal wiederholt werden sollen.“³

***Christvesper bis Epiphania* – Dezember 2010 und Januar 2011 (IS): Freuet euch, ihr Christen alle (EG 34)**

Das Lied für die Zeit vom 24. Dezember bis zum Epiphaniafest ist eines der schönsten Weihnachtslieder, wenn auch weniger populär als manche andere. Die Christvespern folgen in den meisten Kirchen mit ihrer besonderen Gottesdienstgemeinde auch eigenen Regeln, die sich stärker als sonst an den Erwartungen der Menschen ausrichten. So ist darin wenig Raum für ein den meisten Menschen unbekanntes Weihnachtslied.

Einmalig im EG ist das dem Lied vorangestellte Halleluja. In der *Christvesper (24. Dezember)* bietet sich an, die alttestamentliche Weissagung damit zu rahmen. Dies kann durch einen Chor entweder unterstützt oder ausgeführt werden. Oder die Orgelbegleitung setzt mit einer Hinführung ein, die eine gottesdienstlich weniger geübte Gemeinde zum Mitsingen einlädt. In der

² Für den 3. Sonntag im Advent 2010 (Predigttext: Lk 3,1-14) sei ausdrücklich auch auf das biblische Lied „Kam einst zum Ufer“ von Jürgen Henkys (EG 312) hingewiesen. Es kann am 1. Sonntag nach Epiphania (Evangelium: Mt 3,13-17) wieder aufgegriffen werden.

³ „Thema: Gottesdienst“ 31/2010, S. 13.

*Zeit bis Epiphania*s kann das Halleluja als Gesang nach der ersten Schriftlesung in jedem Gottesdienst wiederholt werden. Am *Neujahrstag* (1. Januar) kann mit dem Lied noch einmal gut ein weihnachtlicher Ton angestimmt werden, der mit der vierten Strophe auch die Bitte für das neue Jahr einschließt.

Ein Merkmal des Liedes ist der in allen vier Strophen wiederkehrende Refrain „Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide. Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.“ Bemerkenswert ist zunächst die melodische Gestaltung des Refrains. Erst hier wird auf dem Wort *Freude* der Spitzenton der Melodie über einen Oktavsprung erreicht. Schritt um Schritt bewegt sich die Melodie abwärts bis zum tiefsten Ton des Refrains auf dem Wort *Leide*. Von da aus steigt sie wieder an, einsetzend mit dem Wort *Wonne*. Mit der Aussage: *Christus ist die Gnadensonne* erreicht sie wieder den Spitzenton. Die Aussage wird unterstrichen mit der durch den Leitton cis bewirkten Wendung nach Dur. Insgesamt ist dies ein mitreißendes musikalisch-textliches Kleinod, das sich lohnt, in unsere Gottesdienste stärker als bisher einbezogen zu werden.

Wir machen einen Vorschlag, diesen Refrain als gestaltendes Element der Fürbitten zu verwenden. Die Erfahrung von Leid inmitten weihnachtlicher Freude kann so aufgenommen werden und als ein Thema, das unabweisbar schon immer zum Weihnachtsfest gehört, zur Sprache kommen. Der folgende Vorschlag bezieht den wiederholt durch die Gemeinde gesungenen Refrain des Liedes in die Struktur des Gebetes ein. Die konkreten Fürbitten können situationsgerecht ergänzt und verändert werden.

L: Lasst uns anbeten und Fürbitte halten:

G: Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.

L: Unsere Freude und unser Leid bewegt dich, du unser Gott.
Wir danken dir für die Menschen, die uns nahe stehen und unser Leben teilen.
Wir danken dir für alles, was du uns schenkst an Geborgenheit und Freude.

G: Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.

- L: Unsere Freude und unser Leid bewegt dich, du unser Gott.
Wir bringen vor dich das Leid, das uns getroffen hat, und die Angst,
die uns lähmt.
Wir bitten dich: Lass uns damit nicht allein, sondern stärke unsere
Zuversicht, dass du Wege aus dem Leid zeigen wirst.
- G: Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.
- L: Unsere Freude und unser Leid bewegt dich, du unser Gott.
Wir denken vor dir an die Menschen, die Naturkatastrophen, Hun-
ger und Krieg erleiden.
Steh ihnen bei, wo Menschenhilfe nicht ausreicht.
Mach uns bereit, das Menschenmögliche zu tun.
- G: Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.
- L: Unsere Freude und unser Leid bewegt dich, du unser Gott.
Viele leiden unter den Lebensumständen auch in unserem Land.
Stärke die Bereitschaft, für unser Gemeinwesen Verantwortung zu
übernehmen.
Bewahre die, die Einfluss haben und etwas gelten, vor dem Miss-
brauch ihrer Macht.
- G: Freude, Freude über Freude: Christus wehret allem Leide.
Wonne, Wonne über Wonne: Christus ist die Gnadensonne.
- L: Lasst uns gemeinsam beten: Vater unser im Himmel ...

Januar (ME):

Gott wohnt in einem Lichte (EG 379)

In Jochen Kleppers Sammlung geistlicher Lieder „Kyrie“ firmiert „Gott wohnt in einem Lichte“ als „Geburtstagslied“. Das EG hat es aus dieser Bestimmung gelöst und, durchaus sachgemäß, unter „Angst und Vertrauen“ eingeordnet. Inhaltlich prägt sich das spannungsvolle Miteinander der Erhabenheit und der Zugewandtheit Gottes aus. In „Kyrie“ geben 1Tim 6,15f. und Apg 17,27f. als biblisches Doppelmotto diese Polarität vor.⁴

⁴ Näheres bei Joachim Stalman in: Liederkunde zum EG (HEG 3), Heft 8, Göttingen 2003, S. 26-31.

Wir schlagen Kleppers Geburtstagslied als Monatslied für Januar vor. In der Schlusszeile der 3. Strophe „... ist dir als Mensch genaht“ klingt ein weihnachtliches, in der Anfangszeile der 1. Strophe „... in einem Lichte, dem keiner nahen kann“ ein Epiphaniasmotiv nach. Zu den Proprien der vier ersten Sonntage nach Epiphantias hat das Lied keine besondere Beziehung. So kann es in den Gottesdiensten eigene Akzente setzen – z.B. wenn die Gemeinde es zwischen den Lesungen (oder zwischen Glaubensbekenntnis und Predigt) an der Stelle des Wochenliedes singt. In dem Maße, in dem die Predigt auf die Akzente des Liedes aufmerksam machen und eingehen will – das bietet sich besonders bei einer Predigt über 1Kor 2,1-10 am 2. *Sonntag nach Epiphantias (16. Januar)* und über Mt 14,22-33 am 4. *Sonntag nach Epiphantias (30. Januar)* an –, eignet es sich auch als Lied (vor und) nach der Predigt.

An einem der (anderen) Januarsonntage kann man das Lied in einer Liedpredigt eigens betrachten. Eine solche Predigt wird, wenn sie dem Duktus des Liedes folgt, ausgesprochen seelsorglich sein. In einer Predigt kann auch die ursprüngliche Bestimmung als Geburtstagslied in Erinnerung gerufen und kann mit der Gemeinde bedacht werden, was eine christliche Geburtstagskultur ausmacht und welche Gestalten sie in Familie, Freundeskreis und Gemeinde annehmen könnte.

Für die Einfügung des Liedes in den Gang und als Element der Liturgie ist von Bedeutung, dass es ein Zuspruch der Gemeinde („Von seinem Angesichte / trennt *uns* der Sünde Bann“: Str. 1; „ist jedem von *uns* nah“, Str. 2) an einen Einzelnen bzw. eine Einzelne ist („... mag er *dich* doch nicht missen“, Str. 2, danach zehn weitere Du- und Dein-Aussagen bis Str. 5). Als Zuspruch kann das Lied oder können Strophen daraus zum einen in der Funktion der *Gnadenzusage* nach dem Bußgebet bzw. dem Sündenbekenntnis eingesetzt werden. Auf dieser Linie bietet es sich allerdings an, in einer ziemlich eingreifenden Ausformungsvariante den ganzen Teil „Eröffnung und Anrufung“ von dem Lied her gestalten: Nach der gottesdienstlichen Eröffnung mit Eingangsmusik, Votum und Salutatio und ggf. einer kurzen Begrüßung wird das Lied ganz gesungen, wobei jeweils nach den Strophen 2, 3 und 4 ein Gebetsstrang mit Stillephasen eingeflochten wird. (Zu beachten ist, dass die Polarität von Hoheit und Nähe Gottes in den Strophen 1 und 2 eingeführt und dann in den Strophen 3, 4 und 5 jeweils neu ausgedrückt wird; die beiden ersten Strophen sollten also nicht voneinander getrennt werden.) Auf Strophe 5 folgt sofort die (erste) Schriftlesung; ein gesondertes Eingangsglied, der Psalm mit Gloria Patri, Kyrie, Gloria und Tagesgebet können entfallen.

Zum ändern kann das Lied – oder können Strophen daraus – als liturgisches Stück im *Sendungsteil* des Gottesdienstes gesungen werden. Als *Schlusslied* vor dem Segen eignet sich besonders die 5. Strophe.

Zum parakletischen Charakter des Liedes passt die im EG angegebene Alternativmelodie „Befiehl du deine Wege“ sehr gut. Wenn die Verhältnisse es gestatten, also etwa ein Chor oder eine Ansinggruppe mitwirkt, braucht man sich aber von der alten Straßburger bzw. Genfer Psalmmelodie nicht schrecken zu lassen. Auch können einzelne Strophen auf weitere vertraute Melodien gesungen werden, z.B. auf die des Klepper-Liedes „Die Nacht ist vorgedrungen“ (EG 16), ferner auf „Ist Gott für mich, so trete“ (EG 351), auf „Wie soll ich dich empfangen“ (EG 11) oder auf „Lob Gott getrost mit Singen“ (EG 243). Als Monatslied regt „Gott wohnt in einem Lichte“ in besonderem Maß zu liturgischer Kreativität und Kooperation im Kollegium der Pfarrerinnen und Kirchenmusiker an!

Februar (ME):

Du höchstes Licht, du ewger Schein (EG 441)

Als Monatslied für Februar, der den sehr seltenen 5. und den letzten Sonntag nach Epiphania sowie die beiden ersten Sonntage vor der Passionszeit, Septuagesimä und Sexagesimä, enthält, schlagen wir das alternative Wochenlied des 1. Sonntags nach Epiphania vor, „Du höchstes Licht, du ewger Schein“. Es stammt von Johannes Zwick, dem „Bahnbrecher des Kirchengesangs im oberdeutsch-schweizerischen Raum“⁵. Dieser hat auch das bekanntere „All Morgen ist ganz frisch und neu“ (EG 440) geschrieben, dessen von Johann Walter stammende Melodie auch für EG 441 als Alternative angegeben wird. Aber die ältere, bei den Böhmisches Brüdern überlieferte Melodie, die keine größeren Schwierigkeiten aufweist, wird sich einer Gemeinde, die ihr über mehrere Wochen begegnet, ebenfalls gut einprägen können.

EG 441 passt ausgezeichnet zum Proprium des *Letzten Sonntags nach Epiphania* (13. Februar), der in der evangelischen Kirche als *Fest der Verkündigung Christi* gefeiert wird. Inhaltliche Bezüge bestehen zu allen drei Leseepikopen 2Mose 3,1-10(11-14) – diese ist auch als Predigttext vorgeschlagen –, 2Kor 4,6-10 und Mt 17,1-9. Es bietet sich also an, den durch die Schriftlesungen eröffneten Textraum in einer Predigt, die das Lied ausdrücklich mit in Betracht zieht, näher zu erkunden. Dabei könnten vor der Predigt die

⁵ EG.RWL, S. 1598.

Strophen 1-3 (Jesus Christus, das göttliche Gnadenlicht in der Welt), während der Predigt die Strophen 4-6 (Wandel im Licht, Werke des Lichts) und nach der Predigt die Strophen 7-8 (Ausblick in die Ewigkeit und Beschluss) gesungen werden.

An den anderen Februarsonntagen bieten sich unterschiedliche Stellen im Gottesdienst für das Lied an.

Am 5. *Sonntag nach Epiphania*s (6. Februar) und an *Sexagesimä* (27. Februar) kann das Lied als Eingangslied den Gottesdienst eröffnen (Str. 1-3.8) und ihn als Schlusslied vor dem Segen beschließen (Str. 4-7).

An *Septuagesimä* (20. Februar) können die Strophen 1-3 (Christus als Licht) und 4-5.8 (Wandel im Licht) das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16a) rahmen. Jeweils nach der Ankündigung und nach Abschluss des Evangeliums gesungen, können sie gewissermaßen in die Funktion der Lobrufe „Ehre sei dir, Herr“ und „Lob sei dir, Christus“ eintreten.

März (15):

Die ganze Welt hast du uns überlassen (EG 360)

„Gott schenkt Freiheit, seine größte Gabe gibt er seinen Kindern.“ So lautet der Refrain des Monatsliedes für März, am Übergang von der Vorpassionszeit in die Passionszeit. Freiheit und Gebundenheit – unter diesem Blickwinkel ergibt sich ein verbindendes Thema dieser Zeit. Zunächst aber werfen wir einen Blick auf die Rezeptionsgeschichte des Liedes „Die ganze Welt hast du uns überlassen“.

Schon beim ersten Lesen fallen die Motive auf, die dieses Lied mit dem bekannten Lied „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ (EG.RWL 663) verbinden. Dieses von Ernst Hansen 1970 geschaffene Lied ist eine Übertragung des schwedischen Liedes „Guds kärlek är som stranden och som gräset“ aus dem Jahr 1968 von Anders Frostenson. Und Frostenson legte seinem Liedtext das Lied „Die ganze Welt hast du uns überlassen“ von Christa Weiß (1965) zugrunde. „Herr, deine Liebe“ verdankt sich also einem doppelten Übertragungsprozess von Deutschland nach Schweden und wieder zurück, an dessen Beginn unser Monatslied steht.⁶

⁶ Näheres bei Jürgen Henkys, Nach Schweden und zurück. Die Verwandlung, Verdoppelung, Verflüchtigung eines Liedes von der christlichen Freiheit, in: ders., Singender und gesungener Glaube. Hymnologische Beiträge in neuer Folge, Göttingen 1990, S. 140-146.

Das Lied ist kein Passionslied, es ist auf den ersten Blick christologisch vollkommen unterbestimmt. Aber es zeichnet präzise und sensibel nach, wie menschliche Erlösungsbedürftigkeit entsteht: im Missbrauch der von Gott geschenkten Freiheit. Freiheit ist das anthropologische Grunddatum des Liedes. Mit der ersten Zeile schon klingt der Schöpfungsauftrag an, der als die konkrete Einweisung in die Freiheit zu verstehen ist. „Welt“ aber kann noch mehr bedeuten als Schöpfung: menschliches Zusammenleben in vielfältigen Beziehungen vom ganz Privaten bis hin zum umfassend Politischen – alles gehört zu dieser Welt, die wir gestalten dürfen und müssen. Verändert sich etwas, wenn wir diese Gestaltungsfreiheit als Gottes Großmut begreifen? Dass die Nötigung, Leben gestalten zu müssen, auch eine Überforderung sein kann, deutet die 1. Strophe ebenfalls an: „Wir laufen eigne Wege / in diesem unermesslich weiten Raum.“ Dennoch gilt: Freiheit ist ein Geschenk, eine Gabe Gottes, in ihr zeigt sich unser Menschsein. Gott begleitet uns darin mit seiner Liebe und Geduld (Strophe 2), und dies nicht nur dann, wenn wir Menschen uns im Sinne Gottes betätigen. Nein, seine Liebe und Geduld schließt Trotz und Widerstand auf unserer Seite nicht aus, sondern ein.

Die Strophen 3 und 4 werden dann konkreter in der Beschreibung eines Gebrauchs der Freiheit, der diese gefährdet. Dabei wird zweierlei deutlich: Der Missbrauch unserer Freiheit richtet sich gegen Menschen und Gott gleichermaßen, und es lässt sich nicht unterscheiden zwischen Menschen, die glauben, und denen, die nicht glauben. Wenn Gott uns richtet im Sinne von Schuldigsprechen, so die Strophe 5, dann sind wir verloren. Dann wären wir bleibend behaftet und verbunden mit unserer Schuld, für immer darin gefangen. Mit dieser Strophe wird die von Gott geschenkte Freiheit auch die Freiheit von Schuld, die Vergebung, die wir brauchen, um heute und in Zukunft leben zu können. Eine Gebetsbitte eröffnet die letzte Strophe: dass in der geschenkten Freiheit auch die Wege zu Gott frei, erkennbar und begehbar sein mögen. In Anknüpfung an die 2. Strophe: „Und wir sind frei: zu hoffen und zu glauben“ heißt es nun: „Du machst uns frei, zu lieben und zu hoffen, das gibt uns Zuversicht für jeden Tag.“ Die von Gott immer und jedem geschenkte Freiheit als eine Grundbedingung und Grundgegebenheit für alles menschliche Leben kann nur dann recht gebraucht werden, wenn sie als Geschenk des Glaubens immer wieder neu angenommen wird. Dass unsere Freiheit von Gott geschenkt ist, nimmt uns die Angst, in unserer Freiheit zugrunde zu gehen. In der Rückbindung an den Geber ist die Freiheit dann wirklich die größte Gabe an die Kinder Gottes.

Dem Lied sind im EG zwei Melodien beigelegt. Die erste, spätere, von Manfred Schlenker rechnet mit einem Vorsänger und weist der Gemeinde den Refrain zu. Es ist jedoch durchaus möglich, mindestens eine kleine Gruppe der Gemeinde, die sich die Melodie gut angeeignet hat, mit der Aufgabe der Vorsängerin zu betrauen. Wichtig ist, wie vorgeschrieben die Halbe als Grundsatz der Melodie zu empfinden und auf diese Weise relativ rasch zu singen. Die Melodie hat etwas Vorandrängendes, der Höhepunkt wird mit dem Wort „Freiheit“ im Refrain erreicht. Wenn hier die Gemeinde einsetzt und die bis dahin allmählich aufsteigende Melodie auf den Grundton zurückführt, kommen Melodie und Text angemessen zur Wirkung. Der Refrain prägt sich in seiner Melodieführung schnell ein.

Die zuerst mit dem Lied verbundene Melodie von Hans Rudolf Siemoneit stammt aus dem Jahr der Entstehung des Textes; es ist eine attraktive Jazzmelodie. Auch hier, obwohl nicht eigens angegeben, legt sich der Wechsel von Vorsängerin und Gemeinde im Kehrsatz sehr nahe, denn die Melodie kommt nur dann zur Wirkung, wenn sie stilgemäß dargeboten wird. Für Chöre, die mit diesem Genre vertraut sind, oder Jugendbands wird es reizvoll sein, dieses Lied einzustudieren.

Das Lied kann auf verschiedene Weise in den Gottesdiensten des Monats März zum Klingen kommen. Am Übergang zur Passionszeit rückt besonders der Refrain die durch Gott geschenkte Freiheit als ein Leitmotiv der Leidenszeit in den Vordergrund. Erinnerung sei an den Choral aus der Bachschen Johannespassion „Durch dein Gefängnis, Gottes Sohn, muss uns die Freiheit kommen“. Für *Estomihi* (6. März) schlagen wir vor, EG 360 an Stelle des Wochenliedes zu singen. Die Epistel 1Kor 13,1-13 findet vor allem in der 2. und 6. Strophe einen angemessenen Nachhall. Am *Aschermittwoch* (9. März) eignet sich das Lied als Eingangsgesang. Es stimmt auf den nachfolgenden Psalm 130 ein, zu dem es mehrere motivische Brücken gibt. In den Gottesdiensten an *Invokavit* (13. März), *Reminiszere* (20. März) und *Okuli* (27. März) können mit dem Lied Bußgebet, Kyrie und Gnadenzusage gestaltet werden. Dies setzt allerdings schon eine Vertrautheit der Gemeinde mit dem Lied bzw. ein gedrucktes Gottesdienstprogramm voraus. An den drei aufeinanderfolgenden Sonntagen ergibt sich dann folgende Sequenz:

Die Strophe 1 wird jeweils kombiniert mit Strophe 2, 3, oder 4, aber beide ohne den Refrain gesungen (Melodie Schlenker), woran sich unmittelbar das Kyrie eleison anschließt. Es folgen als Gnadenzusage die Strophen 5 und 6, jeweils mit Refrain gesungen. Das Gloria entfällt.

April (IS):**Christus, das Licht der Welt (EG 410)**

Von Lätare bis Ostermontag begleitet das Lied den Monat April. Lätare, das „kleine Osterfest“ inmitten der Passionszeit, schlägt den Ton der Freude an (vgl. „Jesu, meine Freude“ als Wochenlied). Die liturgische Farbe kann sich von violett zu rosa aufhellen. „Christus, das Licht der Welt“ (Str. 1) – „Christus, das Heil der Welt“ (Str. 2) – „Christus, der Herr der Welt“ (Str. 3), – „welch ein Grund zur Freude“: so geht das Lied den Weg des Christus nach. Bemerkenswert ist, dass nirgends ausdrücklich von der Auferstehung die Rede ist. Das Lied geht nicht „auf Ostern zu“, aber in jedem Vers kommt es „von Ostern her“. Hier wird deutlich, dass die Osterfreude uns auch im Gedenken an Leiden und Sterben Jesu nicht abhandeln kommen darf.

Zu *Lätare* (3. April) kann das Lied als Eingangslied mit den Strophen 1-3 gesungen werden, dann folgt die letzte Strophe als trinitarische Doxologie nach Psalm 84. Alternativ kann EG 410 auch als Wochenlied zwischen Epistel und Evangelium stehen.

Am Sonntag *Judika* (10. April) kann ebenfalls das Gloria Patri nach dem Psalmgebet mit der 4. Strophe gesungen werden.

Für die *Karwoche* (ab 17. April) schlagen wir vor, das Lied nicht zu singen, aber seine Motive in die gottesdienstlichen Gebete aufzunehmen. Die prägnante Sprache des Liedes eignet sich gut, in die Formulierungen eines Eingangs- oder Kollektengebets einzugehen. Wird am *Gründonnerstag* (21. April) das Abendmahl nach einer freieren Liturgie oder nach der Grundform II gefeiert, dann eignet sich EG 410 auch als begleitendes Lied zum Abendmahl. Nach der Eröffnung werden die Strophen 1-3 als Lobgebet gesungen, die Einsetzungsworte schließen sich an. Das Dankgebet mündet in die 4. Strophe.

In den Gottesdiensten des *Osterfestes* (24. und 25. April) schließlich hält das Lied in Erinnerung, dass der Erhöhung Jesu Christi seine Erniedrigung vorausgeht. Hier eignet es sich wohl am besten als Lied zur Predigt.

Mai (ME):**Das ist mir lieb, dass du mich hörst (EG 292)**

Psalm 116 ist Introitus- und Wochenpsalm für den Sonntag Quasimodogeniti, der im Jahr 2011 auf den 1. Mai fällt. Das ist der äußere Anlass, die Psalmparaphrase von Heinrich Vogel „Das ist mir lieb, dass du mich hörst“ als Monatslied für diesen Monat vorzuschlagen. Das Lied erschien zuerst

1937 (nicht 1948, wie das EG angibt). Wie Psalm 116 bei der Aufnahme in den Gebetspsalter (EG.RWL 750.1-2; EG.Stammausgabe 746) auf die Verse 7-9.12-13.17-19 gestutzt wurde, so hat auch Vogels Lied zwei Strophen eingebüßt, die den Psalmversen 11-16 entsprechen. Zwischen die jetzigen Strophen 4 und 5 gehören als originale Strophen 5 und 6:

Ach, Menschen lügen allzumal,
Du tust mir Wunder ohne Zahl,
Den Kelch des Heils ergreife ich
Und predige, mein Heiland, dich.

Ja, deiner Kinder Not und Tod
Ist vor dir wertgehalten, Gott;
O Herr, ich bin dein Knecht und Sohn,
Zerrissen sind die Bande schon.

Statt der Zeile „und predige, mein Heiland, dich“, die in der EG-Fassung aus der fünften in die vierte Strophe gezogen wurde, endet diese original: „Um Deinetwillen plagt man mich.“⁷ Vielleicht können dort, wo sich ein Chor zusammen mit der Gottesdienstgemeinde dieses Liedes annimmt, auch die getilgten Strophen noch einmal erklingen.

Ein Psalmlied wird im Gottesdienst am besten als Psalm, an Stelle eines gesprochenen Psalmgebetes, gesungen. Wo der Gottesdienst nach der Eingangsmusik mit Votum und Gruß eröffnet wird und die Gemeinde dann erst das Eingangslied singt, firmiert das Psalmlied (oder Strophen daraus) zugleich als Eingangslied. Natürlich kann sich daran auch, was sich insbesondere an *Misericordias Domini* (8. Mai) nahe legen wird, ein gesprochener Psalm – in diesem Fall Ps 23 – anschließen.

Auch als Psalm gesungen, kann das Lied an den Sonntagen durchaus unterschiedlich gestaltet werden. Wenn z.B. an *Kantate* (22. Mai) ein Chor mitwirkt, kann – unter Einbeziehung der ausgelassenen Strophen – wie folgt disponiert werden:

- | | |
|------------|------|
| 1. Strophe | alle |
| 2. Strophe | Chor |
| 3. Strophe | alle |

⁷ Näheres bei Jürgen Henkys in: *Liederkunde zum EG* (HEG 3), Heft 13, Göttingen 2007, S. 76-79.

4. Strophe	Orgel (!) ⁸
[5.] Strophe	Chor
[6.] Strophe	Chor
5. [7.] Strophe	alle

An einem anderen Sonntag, z.B. gleich an *Quasimodogeniti* (1. Mai), kann das Lied oder eine Auswahl von Strophen so gesungen werden, dass eine Sprecherin oder ein Sprecher die Psalmverse liest und die Gemeinde die zugehörigen Strophen singt. Etwa so:

V. 1	Strophe 1
V. 2-5	Strophe 2
V. 8-10 ⁹	Strophe 4

Entsprechend können an *Jubilate* (15. Mai) andere Verse rezitiert bzw. Strophen gesungen werden:

V. 1	Strophe 1
V. 6-7	Strophe 3
V. 17-19	Strophe 5

Für *Rogate* (29. Mai) bietet sich an, dass die Gemeinde das Lied oder eine Auswahl von Strophen singt und dass nach jeder Strophe eine aktualisierende Anrufung, eine betende Entfaltung folgt. Wenn in diese die Motive der Sequenz Bußgebet bis Tagesgebet aufgenommen werden, kann diese entfallen.

Ergänzend sei vermerkt, dass in EG.RWL 629 die Psalmaphrase zu Ps 116 von Matthias Jorissen mit der alten Melodie des Genfer Psalters enthalten ist („Gott hab ich lieb, er hörte mein Gebet“). Die Gottesdienste am Sonntag *Quasimodogeniti*, dem dieser Psalm zugeordnet ist, oder am Sonntag *Kantate*, wenn ein Chor mitwirkt, können auch dieses Lied einbeziehen. Oder es kann an einem der Sonntage im Mai auch über Ps 116 gepredigt werden.

⁸ Die Gemeinde liest den Text mit.

⁹ Für V. 10 sollte auf die alte Fassung der Luther-Übersetzung zurückgegriffen werden, die auch Heinrich Vogel vorlag: „Ich glaube, darum rede ich; ich werde aber sehr geplagt.“

Dieter Jeschke

Motettengottesdienst als missionarische Chance

Dr. Dieter Jeschke ist Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Hösel.

1. Was ist ein Motettengottesdienst?

Nach evangelischem Verständnis ist der Gottesdienst die Mitte des Gemeindelebens. Es ist bei dieser These aber besser von „Gottesdienstkultur“ zu sprechen als von „Gottesdienst“. Denn neben dem sonntäglichen Hauptgottesdienst haben sich im Bereich der Evangelischen Kirche zahlreiche weitere Gottesdienstformen etabliert: Gospelgottesdienste, Gottesdienste mit liturgischem Tanz, Gottesdienste in anderer Form oder an anderem Ort als in der Kirche, Kantatengottesdienste usw.

Alle Gottesdienstformen sind sich darin ähnlich, dass sie empirisch gesehen ebenso zielgruppenorientiert sind wie der klassische evangelische Hauptgottesdienst am Sonntagmorgen. Man kann die Vielfalt der Gottesdienstformen als Aufsplitterung bedauern, man kann sie aber auch als Reichtum des Gottesdienstlebens begrüßen.

Die evangelische Gottesdienstkultur ist lebendig und nicht erstarrt. Auch wenn dem „klassischen Hauptgottesdienst“ weiterhin große gestalterische Sorgfalt gewidmet werden muss, haben die „Gottesdienste in anderer Gestalt“ eine hohe missionarische Chance. Es werden Menschen mit dem Evangelium in Kontakt gebracht, die ansonsten möglicherweise eher distanziert blieben. Eine solche Chance bieten auch die sogenannten „Motettengottesdienste“. Sie richten sich an Menschen mit Vorliebe für klassische Kultur: Menschen im mittleren Alter mit höherem Bildungsgrad, die dem Bildungsbürgertum zugerechnet werden bzw. im Bereich der Evangelischen Kirche dem Kulturprotestantismus. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie, die das Kulturwissenschaftliche Institut der Universität Leipzig im Jahr 2000 im Auftrag der Kirchengemeinde St. Thomas durchgeführt hat.¹ Diese Zielgruppe unterscheidet sich freilich nicht wesentlich von der Zielgruppe des klassischen Hauptgottesdienstes. Aber auch im Umfeld des sogenannten Bildungsbürgertums wächst die Zahl der Kirchendistanzierten kontinuierlich an, so dass es sich durchaus lohnt, wenn die Kirche sich mit gezielten Angeboten an diese Menschen wendet. In einem bürgerlich geprägten

¹ Nach: Chr. Wolff, Musik in Worten. Festvortrag „60 Jahre Motette in der Stiftskirche zu Tübingen“ vom 2.12.2005.

Umfeld ist das ohnehin sinnvoll, und es muss ja auf der gesamten Palette des kirchlichen Lebens nicht die einzige Zielgruppe sein.

Motettengottesdienste haben eine lange Tradition in der Thomaskirche in Leipzig, im Bremer Dom, in Tübingen, in Saalfeld in Thüringen. Im Bereich der Evangelischen Kirche im Rheinland werden sie seit sechs Jahren regelmäßig in der Evangelischen Kirchengemeinde Hösel (3000 Gemeindeglieder, Nähe zu Düsseldorf) gefeiert. Im Winterhalbjahr kommen monatlich am Sonntagabend ca. 250 bis 300 Gottesdienstbesucher zusammen. Der Hauptgottesdienst am Sonntagmorgen findet wie gewohnt (nach der Grundform I) statt.

2. Zur Geschichte der Motettengottesdienste

Der Begriff „Motette“ geht zurück auf das französische „mot“, zu Deutsch „Wort“. Unter Motette verstehen wir eine mehrstimmige Vokalmusik, deren Wurzeln ins Mittelalter zurück gehen. In der evangelischen Kirche erhielt die Motette Verkündigungsauftrag. Wort und Musik sollten eine Einheit bieten, Predigt und Liturgie sowie Kirchenmusik sollten untrennbar zusammengehören. Diese gottesdienstliche Verortung der Musik wurde zum Erkennungszeichen evangelischer Kirchenmusik.

Oft wird der Einwand formuliert, die Musik J.S. Bachs mit dem in ihr verwendeten Vokabular der Barockzeit und der zugrunde liegenden Gottes- und Weltanschauung sei für heutige Menschen nicht mehr nachvollziehbar. Diesem Einwand kann man auf verschiedene Weise begegnen:

2.1 Die Höseler Motettengottesdienste stehen zwar in der Tradition der Leipziger Motetten und damit in der Tradition Bachs, beschränken sich aber nicht darauf. Es gibt sehr eindrückliche Motettenstücke zeitgenössischer Komponisten, deren Gottes- und Weltanschauung dem heutigen Menschen tatsächlich näher kommen. Die Pflege der Bachschen Tradition hat keineswegs zwangsläufig musealen Charakter. Hier ist die Kompetenz eines guten Kirchenmusikers wichtig.

2.2 Viele Sinneinheiten der älteren Motetten sind dennoch schwer verstehbar. Dazu zählen Textpassagen, die eine starke Sehnsucht nach dem Jenseits (manchmal verbunden mit einer Abwertung des Diesseits) beschreiben oder eine heute nicht mehr zeitgemäß erscheinende Vorstellung von Teufel und Hölle oder eine bestimmte Begrifflichkeit von Sünde enthalten. Aber ist dies wirklich ein Grund, diese Sprache komplett abzuschreiben? Zum einen besteht die Aufgabe der Predigt auch darin, Texte der Kirchenmusik hermeneutisch mit heutigen Darstellungsweisen in Verbindung zu

bringen bzw. einfach auch zu übersetzen. Gelingt dies, erkennen auch Menschen, die mit damaliger Sprache nicht vertraut sind, theologische und anthropologische Konstanten, die bis in die heutige Zeit gelten. Zu diesen Konstanten zählen etwa die Trostbedürftigkeit des Menschen und seine Angewiesenheit auf Hoffnungssymbole und eine Sprache der Liebe. Mitunter kann eine fremdartige Sprache solche Konstanten sogar besser ins Bewusstsein heben als die gewöhnliche Alltagssprache. Denn sie ist nicht abgenutzt und kann gerade deshalb inspirierend wirken als Sprachschule für eigene Erfahrungen. Allerdings ist es dafür wichtig, im Gottesdienst deutsche Texte zum Klingen zu bringen.

2.3 Den eingangs erwähnten Einwand könnte jemand auch gegen die Gospelmusik vorbringen. Hier werden überwiegend kaum verständliche englische Texte gesungen. Einzelne Gospelchöre sind bereits dazu übergegangen, die Texte ihrer Lieder im Gottesdienst zu übersetzen. Für Konzerte ist dies nicht notwendig, für das Verständnis von Kirchenmusik als gesungener Evangeliumsverkündigung halte ich es dagegen für unverzichtbar. Das Bemühen, die Texte verständlich zu machen, gilt freilich ebenso für „normale“ Choräle wie für Kirchentagslieder.

Die Kraft der Bachschen Musik beschränkt sich natürlich freilich nicht auf ihre Sprachmächtigkeit. Die Musik spricht noch einmal eine eigene Sprache. Friedrich Schorlemmer hat in seinem Buch „Lieben Sie Bach?“ (Herder-Verlag, 2000) Stimmen prominenter Zeitgenossen gesammelt, die sich über das Geheimnis und den Zauber der Musik J.S. Bachs äußerten. St. Zweig etwa überschreibt seine persönlichen Empfindungen mit dem Titel „Die metaphysische Gewalt der Musik“ (ebd., S. 62f). Die der Musik eigene Sprache biete alle Themen, die heutigen Menschen aktuell vertraut sind: Spiritualität, Geborgenheit, Angefochtenheit, Rechtfertigung.

Viele Menschen wissen davon zu berichten, dass sie die Menschwerdung Gottes mit ihrer Friedensbotschaft durch Bachs Weihnachtsoratorium besser verstanden hätten als durch manche Predigt.

3. Das Konzept der Höseler Motettengottesdienste

In Hösel werden Motettengottesdienste im Winterhalbjahr am frühen Sonntagabend gefeiert. Die Liturgie entstammt dem reformierten Wortgottesdienst. Eine eher kurze Predigt wird von Chorgesang und Orgelmusik eingerahmt. Die Gemeinde bringt sich zusätzlich durch Gebet und Gemeindegang ein. Die Lieder werden gemeinsam vom Pfarrer und vom Kantor so ausgesucht, dass sie eine thematische Einheit mit der Ansprache und

dem Chorgesang bilden. Der Predigt und dem zweiten Chor-Teil schließen sich Fürbitte, Vaterunser und Segen an, bevor das zweite große Orgelwerk (meistens von J.S. Bach) den Gottesdienst beschließt. Die musikalische Gestaltung der Motette übernimmt der Knabenchor Hösel. Dieser Chor wurde vor 18 Jahren vom Kantor der Kirchengemeinde, Toralf Hildebrandt, gegründet und zu einem Knabenchor von internationalem Renommee ausgebaut. Auftritte im In- und Ausland haben ihn zum Preisträger zahlreicher Wettbewerbe gemacht. Hauptaufgabe des Chores ist die Gestaltung der Kirchenmusik in seiner Heimatkirche. Die besondere Gottesdienstform bietet darüber hinaus namhaften Organisten die Möglichkeit, größere Kompositionen zu spielen, die schon zeitlich über das Maß eines klassischen Hauptgottesdienstes hinausgehen. Die Kurzpredigten nehmen entweder Themen des Kirchenjahres oder besondere zeitgeschichtliche Themen auf. Theologisch können sie in Hösel eher einem milden niederrheinischen Pietismus reformierter Prägung zugerechnet werden.

So kommt es in den Motettengottesdiensten nicht nur zu der engen Verbindung von gesungenem und gesprochenem Wort, sondern auch zur Verbindung von Kulturprotestantismus und Pietismus, von lutherisch geprägter Kirchenmusik und reformierter Theologie. Und die Gottesdienstbesucher empfinden dies nicht als Gegensatz, so wie er in der Kirchengeschichte oft angesehen wird. Missionarisch geprägter Gemeindeaufbau will die konkreten Menschen vor Ort in ihrer Lebenswirklichkeit erreichen und schließt das Aufspüren und Erschließen von Ressourcen vor Ort kreativ und ohne Berührungsängste ein.

Dabei ist es freilich wesentlich, die Inhalte des christlichen Glaubens so zu verkündigen, dass auch Gottesdienstbesucher, die weniger kirchlich geprägt sind, diese nachvollziehen können und dennoch ein der Kirchenmusik angeglichenes Sprachniveau erreicht wird. In Hösel wurde eine klare, wiedererkennbare Struktur entwickelt, die auch für neue oder nur punktuelle Gottesdienstbesucher transparent ist.

Die Kirchenmusik soll eine Brücke zwischen dem musikkulturellen Interesse der Gottesdienstbesucher und den oft nicht mehr bekannten Inhalten von Bibel und christlicher Tradition schlagen. Dies ist natürlich die hermeneutische Aufgabe eines jeden Gottesdienstes in anderer Gestalt, der im Rahmen eines ressourcen- und milieuorientierten Gemeindeaufbaus als missionarische Chance verstanden werden will. Durch die entfaltete Gottesdienstkultur (auch Gottesdienste zu lebens- und zeitgeschichtlichen Anlässen)

kommen in Hösel mehr Menschen in Kontakt mit dem Evangelium als durch die ebenfalls stattfindenden Glaubenskurse.

Die Hösel Motettengottesdienste finanzieren sich selbst durch eine Ausgangskollekte. Sie unterscheiden sich deutlich von Konzerten auch dadurch, dass kein Eintrittsgeld erhoben wird und nach den Musikstücken nicht applaudiert wird. Dies muss aber nicht eigens angesprochen werden: Die enge thematische Verwobenheit von Predigt und Text der Musikstücke macht deutlich, dass Wort und Musik beide ihren jeweiligen Dienstcharakter haben: gesprochene und gesungene Evangeliumsverkündigung.

4. Die Gottesdienstbesucher

Interessanterweise kommen zur Motette am Sonntagabend andere Menschen als am Sonntagmorgen in den Hauptgottesdienst. Das Presbyterium hat die Besucherzahlen analysiert. Die Motettenbesucher in Hösel stammen hauptsächlich aus der Schicht des Bildungsbürgertums, sind konfessionell gemischt (auch viele katholische Christen oder konfessionslose Menschen) und kommen überwiegend aus dem Stadtteil, viele aber auch aus der Umgebung. Der Altersdurchschnitt ist niedriger als im Hauptgottesdienst, da mehr junge Paare oder auch musikalisch interessierte Jugendliche kommen. In den letzten beiden Jahren werden verstärkt auch jüngere Kinder mitgenommen, da der Motettengottesdienst nur ca. 45 bis 50 Minuten dauert.

Die Gottesdienstbesucher schätzen besonders die eindrucksvollen Stimmen eines Knabenchores, aber auch die anspruchsvolle Orgelmusik auf der elf Jahre alten Sandtner-Orgel sowie eine markante Predigtansprache.

Vor Einführung der Motettengottesdienste haben Pfarrer und Kirchenmusiker eingehend die hiesige Bevölkerungsstruktur analysiert. Der Motettengottesdienst ist keine Alternative für einen Familiengottesdienst oder für eine Thomas-Messe. Es muss kontextuell darauf geachtet werden, mit welchen Gottesdienstformen welche Menschen angesprochen werden sollen und welche Angebote es im Umfeld bereits gibt. Kulturinteressierten Menschen muss plausibel gemacht werden, den Sonntagabend genauso gut im Motettengottesdienst wie im Museum oder im Konzertsaal verbringen zu können. Diese Plausibilität wird erreicht durch eine wechselseitig komplementäre Bereicherung von Wort und Musik. Kirchenmusik muss organisch integriert sein in die Liturgie. So ziehen die beiden Aushängeschilder des evangelischen Gottesdienstes – Predigt und Kirchenmusik – auch Menschen, die am sonstigen Leben der Gemeinde nicht teilnehmen, wieder zur Verkündigung des Evangeliums.

Anne Gidion

Selig bist du, wenn du weißt, wie du sprichst **Leichte Sprache im Gottesdienst**

Anne Gidion ist Pastorin im gottesdienst institut nordelbien, Hamburg.

„Auch heute werden Menschen Steine in den Weg gelegt. Menschen stehen vor Mauern, die sie nicht überwinden können. Solche Felsen können den Zugang zum Leben versperren. Fragen über Fragen: Wer wälzt den Fels der Angst um meinen Arbeitsplatz weg? Wer hilft mir mit dem Fels des Schmerzes um meine zerbrochene Beziehung? Wer wälzt den Fels der Traurigkeit über Schuld und Versagen weg?

Da brauchen wir eine Befreiung, die das Unerwartete möglich macht und beendet, dass wir nicht mehr aus und ein wissen. Damit das Unerwartete geschieht: Gottes Handeln durchbricht unsere Grenzen. Und dann erleben wir, dass es weitergeht.

Wo der Fels, wo unsere Last weg gewälzt wurde, da erleben wir Ostern“
(aus einer Predigt, Verfasser/in anonym).

Das ist eine ganz typische Predigt passage und sie klingt nach bildlicher Sprache. Der Stein, der im Wege liegt, der Felsblock, der das Herz beschwert, das sind Versuche, Traurigkeit oder Lebensprobleme mit Bildern auszudrücken und dadurch bei den Hörenden Verstehen und eigene Phantasien freizusetzen.

Es sind aber nach Auskunft von Menschen, die Verstehensschwierigkeiten haben, und solchen, die mit ihnen arbeiten, auch ausschließende Formulierungen. Formulierungen, die in die Irre führen und nur scheinbar Abstraktes beleben, indem sie es durch Konkretes ersetzen.

Leichte Sprache

Die Begriffe Leichte Sprache oder Einfache Sprache bezeichnen eine sprachliche Ausdrucksweise, die besonders leicht verständlich ist. Sie soll vor allem Menschen mit geringen sprachlichen Fähigkeiten das Verständnis

Leichte Sprache in der Predigt

Ist es möglich, die Regeln für Leichte Sprache zu beachten, den Blick etwas zu verschieben und dabei auch Verstehen und Phantasie auszulösen – ohne Menschen auszuschließen, die andere kognitive Horizonte haben? Zum Beispiel so:

von Texten erleichtern.

Prinzipien der Leichten Sprache

- Es sollen kurze Sätze verwendet werden. Lange Sätze (mit mehr als 15 Wörtern) werden in mehrere Sätze aufgeteilt.
- Jeder Satz enthält nur eine Aussage.
- Der Konjunktiv (Möglichkeitsform) sollte nicht verwendet werden.
- Abstrakte Begriffe sind zu meiden. Wo sie notwendig sind, sollen sie durch anschauliche Beispiele oder Vergleiche erklärt werden.
- Fremdwörter, Fachwörter oder lange Zusammensetzungen werden nicht verwendet.
- Es soll jedoch keine Kindersprache verwendet werden.

Regeln und Beispiele

1. Wörter

Benutzen Sie kurze Wörter.

Schlecht: Omnibus. Gut: Bus.

Benutzen Sie bekannte Wörter.

Verzichten Sie auf Fachwörter

und Fremdwörter. Schlecht: Workshop. Gut: Arbeitsgruppe.

Kündigen Sie schwere Wörter

an. Zum Beispiel: Herr Meier hatte einen schweren Unfall. Jetzt lernt er einen anderen Beruf. Das schwere Wort dafür ist: Berufliche Rehabilitation.

Benutzen Sie Verben. Verben

„Ich möchte etwas tun. Es scheitert. Ich frage mich: Wie soll es weitergehen? Kann ich meine Arbeit behalten? Finde ich wieder eine neue Freundin? Muss ich immer ein schlechtes Gewissen haben? Bin ich an allem selber schuld?“

Wenn dann etwas ganz Neues passiert, geht es mir wieder besser. Das Neue kann von Gott kommen. Oder von anderen Menschen. Ich fühle mich stärker. Ich kann meine Arbeit behalten. Die Frau aus der Wohnung nebenan ist sehr nett zu mir. Vielleicht wird sie meine Freundin.

Ich fühle mich glücklich. Vielleicht war es so, als die Jünger Jesus wieder getroffen haben nach seinem Tod. Nachdem sie das leere Grab gesehen hatten und traurig waren. Jesus kam wieder. Jesus sprach mit den Jüngern. Und sie fühlten: Er lebt weiter. Jesus lebt mit ihnen weiter. Das fühlt sich so an wie ein neues Leben. Manche nennen das Oster-Erfahrung.“

Was ist bei dieser „Übersetzung“ passiert? Es ist doch jetzt eine ganz andere Predigt-passage geworden, könnte man sagen. Auf einmal wird erzählt. Es können Bilder im Kopf entstehen, die vorher nicht da waren. Anstatt sich einen Stein oder Felsen auf dem Herzen eines Menschen vorzustellen, erfahre ich etwas von seiner Lebenssituation (Arbeit, Beziehung, psychische Verfassung). An die Stelle eines theologisch aufgeladenen

sind Tun-Wörter. Schlecht: Morgen ist die Wahl für die Elternvertretung. Gut: Morgen wählen wir die Eltern-Vertretung.

Vermeiden Sie den Konjunktiv.

Den Konjunktiv erkennt man an den Wörtern: hätte, könnte, müsste, sollte, wäre, würde.

Schlecht: Morgen könnte es regnen. Gut: Morgen regnet es vielleicht.

Benutzen Sie positive Sprache.

Vermeiden Sie negative Sprache. Negative Sprache erkennt man an dem Wort: nicht.

Schlecht: Peter ist nicht krank.

Gut: Peter ist gesund.

Seien Sie vorsichtig bei Redewendungen und bei bildlicher Sprache.

Viele Menschen verstehen das falsch. Sie nehmen diese Sprache wörtlich. Zum Beispiel: Das Wort Raben-Eltern ist bildliche Sprache. Raben-Eltern sind aber nicht die Eltern von Raben-Küken. Mit Raben-Eltern meint man schlechte Eltern.

2. Sätze:

Machen Sie in jedem Satz nur eine Aussage.

Trennen Sie lange Sätze. Schreiben Sie viele kurze Sätze. Schlecht: Wenn Sie mir sagen, was Sie wünschen. Gut: Ich kann Ihnen helfen. Bitte sagen Sie mir: Was wünschen Sie?

Am Anfang vom Satz dürfen auch diese Worte stehen:

Wortes – „Ostern“ – tritt ein erzählendes Moment, was die mögliche Erfahrung der ersten Jünger mit der Erfahrung eines heutigen Menschen vergleicht.

Die Regeln für Leichte Sprache sind nicht speziell für Liturgie und Gottesdienst gemacht. Trotzdem sind sie auch auf diese anwendbar. In Gottesdiensten mit erwachsenen Menschen mit geistigen Behinderungen kann es ein gutes Korrekturmoment sein, die Sprache im Gottesdienst auf ihre Verstehbarkeit und gedankliche Zugänglichkeit zu überprüfen. Dabei ist zentral: Gottesdienste, die diesen Aspekt besonders in den Blick nehmen, sind nicht automatisch Familien- oder gar Kindergottesdienste. Die Frage der Inhalte ist dabei noch gar nicht berührt. Schnell geht man davon aus, erwachsene Menschen mit Behinderungen seien am besten im Weihnachtsmärchen oder in der Kinderaufführung aufgehoben – und so eben auch im Kindergottesdienst. Wie bei allen anderen Erwachsenen auch, kann das gelegentlich so sein, muss aber nicht. Die Erfahrungen von erwachsenen Menschen mit Behinderungen – ob im eigenen Wohnraum oder in einer Unterbringung mit Heimstruktur, ob allein lebend oder mit Partnerin oder Partner, ob mit Kontakt zur Herkunftsfamilie oder von ihr völlig getrennt, ob mit Bezug zur Kirchengemeinde, mit Vorliebe für Liköralinen oder mit Dauerkarte in

Oder. Wenn. Weil. Und. Zum Beispiel: Wir fahren mit dem Auto in den Urlaub. Oder mit dem Zug.

3. Texte:

Sprechen Sie die Menschen persönlich an. Benutzen Sie bei Erwachsenen die Anrede Sie. Wann geht die Anrede Du? Bei Kindern. Sie kennen die Menschen persönlich.

Vermeiden Sie Fragen im Text. Manche Menschen fühlen sich dadurch belehrt. Manche Menschen denken: Sie müssen darauf antworten.

Sie dürfen einen Text beim Übersetzen in Leichte Sprache verändern. Inhalt und Sinn müssen aber stimmen. Zum Beispiel: Sie dürfen Erklärungen zum besseren Verstehen schreiben. Sie dürfen Hinweise geben. Sie dürfen Beispiele schreiben. Sie dürfen die Reihenfolge ändern. Sie dürfen alle Teile von Text weglassen, die für die Menschen nicht wichtig sind.¹

Hamburg für den FC St. Pauli – stammen in der Regel aus einer anderen Lebenswelt als der von Kindern. Es ist richtig, wenn dies auch im Gottesdienst berücksichtigt wird.

Leichte Sprache in der Liturgie

Das Übersetzen in Leichte Sprache kann nicht nur bei Predigten, sondern auch bei freieren liturgischen Teilen erhellend sein. Zum Beispiel bei Fürbitten:

„Wir bitten dich – mach uns misstrauisch und wach, wo die brutale Erfahrung von Gewalt durch Sprache verschleiert wird, wo vernichtende Erfahrungen von Menschen zu nicht vermeidbaren Risiken verharmlost werden. Lass uns vernehmlich Einspruch erheben, wo Nationen und Völker Kriege zu politischer Notwendigkeit erklären. Verwandle uns, damit wir gänzlich einfalllos werden, wenn es darum geht, anderen weh zu tun. Aber grenzenlose Phantasie und Erfindungsreichtum schenke uns, damit gutes und befreites Leben für alle Wirklichkeit wird. Wir bitten Dich: Erhöre uns“ (leicht verändert aus dem Feierabendmahl einer liturgischen Werkstatt bei einem Kirchentag).

Mir geht es an der Stelle nicht um Geschmacksurteile über Semantik und Ausdruck, auch nicht um die Frage, was dem liturgischen Ort der Fürbitte angemessen ist und was eher nicht. Vielmehr finde ich erhellend, was durch eine Übersetzung in Leichte Sprache geschehen kann:

¹ Unter Verwendung von: de.wikipedia.org/wiki/Leichte_Sprache.

„Wir bitten Dich Gott: Wenn Menschen anderen Menschen weh tun, dann soll das auch so genannt werden. Wenn Menschen sterben müssen und andere sagen: Das musste so sein. Wenn ganze Länder und Völker gegeneinander Krieg führen und andere sagen: So ist es richtig. Dann lass uns sagen: Das ist Unrecht.

Hilf uns, damit wir andere unterstützen, für sie da sind und ihnen Gutes tun. Dazu sind wir da. Nur dafür.“

In den letzten Jahren habe ich viele sogenannte inklusive Gottesdienste gefeiert. Diese „Gottesdiensten für alle“, in denen Menschen mit sogenannten geistigen Behinderungen und andere Gemeindemitglieder gemeinsam hören, singen, beten und feiern, haben meinen Blick auf die Verwendung von Sprache im Gottesdienst verändert. Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“ – in Abwandlung der berühmten Formulierung von Gerhard Marcel Martin, der Anfang der 90er Jahre von der Predigt als „offenem Kunstwerk“ sprach – habe ich dabei anschaulich erlebt. Das hat auch meine Gottesdienstvorbereitung verändert. Was will ich mit der Gemeinde erleben, welche Grundstimmung erhoffe ich mir, was hat der Gottesdienst für ein Thema, habe ich mich gefragt. Wie kann ich die Texte und Lieder des Sonntags mit Gebeten, Gesten, Figuren und Geschichten beleben, um einer Erfahrung von Gotteswirklichkeit näher zu kommen?

Es ist so viel möglich jenseits des gesprochenen Wortes. Jedem Menschen eine Handvoll Salzkörner in die Hand zu drücken und dabei gemeinsam mit einigen Ehrenamtlichen jedem und jeder einzelnen zuzusprechen: „Du bist das Salz der Erde!“ Palmenzweige am Palmsonntag, ein alter Schlüssel zu „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ oder eine andere Sitzordnung in der Kirche zum „großen Gastmahl“ sind Varianten der Elementarisierung, die die Gemeinde einladen, sich auf Texte und Thema des Gottesdienstes einzustimmen. Trotzdem bleibt Sprache das zentrale Medium für Verständigung und Verkündigung. „Leichte Sprache“ als Korrektur für die eigenen Gedanken und Formulierungen in Predigt und Gebeten ist dabei zusätzlich für mich zu einem Verfahren geworden, das mich seither begleitet.

Leichte Sprache auf Kirchentagen

Auch bei Kirchentagen ist dies inzwischen gang und gäbe. Beim Eröffnungsgottesdienst des Kirchentages in Bremen im Mai 2009 hatte die vorbereitende Gruppe entschieden, die Liturgie für alle drei Eröffnungsgottesdienste (den großen Protokollgottesdienst mit Gästen aus Politik und Kir-

che, einen weiteren großen auf einer Bühne an der Weser und einen kleineren mitten in der Stadt auf dem Marktplatz) gleich zu formulieren. Der Gottesdienst auf dem Marktplatz allerdings wurde als „Gottesdienst in leichter Sprache“ angekündigt, es gab zusätzlich zu Musik und Text eine Tänzerin, die das dem Gottesdienst in Liturgie und Thema zugrunde liegende Buch Jona tanzte und damit verkörperte. Der Liturgieentwurf für alle drei Gottesdienste genügte zwar nicht lupenrein den Regeln für Leichte Sprache, das Thema „Gottesdienst für alle“ war mit diesem Konzept aber in der Mitte des Kirchentages angekommen. Beim Ökumenischen Kirchentag in München war es wieder der Gottesdienst mitten in der Stadt (Marienplatz), der unter der Rubrik „Leichte Sprache“ stand. Für Dresden 2011 ist Ähnliches auf dem Platz vor der Frauenkirche geplant. Wichtig ist den Verantwortlichen dabei, nicht die Zielgruppe zu definieren („Gottesdienst für Menschen mit geistigen Behinderungen“), sondern das gottesdienstliche Angebot zu kennzeichnen – und wer sich davon angesprochen fühlt, soll kommen und mitfeiern. „Leichte Sprache“ wird damit nicht zum Stigma der Angesprochenen, sondern zum Markenzeichen eines Gottesdienstes.

Verlust von bildlicher Sprache?

Warum „Leichte Sprache“? Vikare oder Pastorinnen äußern in Seminaren häufig die Befürchtung, wenn sie Kriterien der Leichten Sprache berücksichtigen, büßte ihre Sprache ihre Originalität ein. Viele fürchten um ihre Sprachbilder und ihre Metaphorik. Unabhängig von der Frage, wie schwer dieser Verlust im Einzelfall wirklich wiegt – die Regeln für Leichte Sprache lassen die Verwendung von Bildern durchaus zu. Um das Beispiel aus den Regeln für Leichte Sprache aufzugreifen: Natürlich ist es weiter möglich, von „Rabeltern“ zu sprechen, wenn ich nicht die Eltern von Rabenküken meine, sondern schlechte Eltern von Menschenkindern. Es bedarf nur der Kommentierung einer solchen Metapher. Zum Beispiel so: „Wenn Kinder auf die Welt kommen, sind sie klein und schutzlos. Meistens kümmern sich die Eltern um die Kinder. Bei Tieren ist das auch so – jedenfalls meistens. Von Raben heißt es, sie lassen ihre Küken früh allein. Deshalb spricht man von ‚Rabenvater‘ oder ‚Rabenmutter‘, wenn jemand sein Kind sich selber überläßt.“

Zugegeben – es braucht mehr Platz und gibt dem Thema mehr Gewicht, als ein im metaphorischen Vorbeigehen hingeworfenes „Rabenvater“ oder „Rabeltern“ es täte. Es zwingt den Sprechenden, bei einem Gedanken einen Moment länger zu verweilen, was allerdings dem Hörverstehen ohnehin förderlich ist. Oft schlage ich Kolleginnen und Kollegen vor, auch

außerhalb sogenannter Zielgruppengottesdienste ihre Predigten und liturgischen Texte in einem Akt der Selbstkontrolle in Leichte Sprache zu übersetzen. Diese Übersetzungsergebnisse müssen damit nicht das homiletische oder liturgische „Endstadium“ erreicht haben. In den allermeisten Fällen bewirkt ein solcher Zwischenschritt aber, dass die Texte gewinnen – an Zugänglichkeit, an Hörbarkeit, an Klarheit. Bei liturgischen Texten wie Fürbitten oder Kollektengebete tritt im Übersetzungsvorgang gelegentlich ein appellativer Charakter zu Tage – „Gott, mach, dass die Mächtigen ihre Macht nicht missbrauchen, und hilf uns, dass wir niemanden unterdrücken“ – der wenig mit der Haltung eines echten Bittens zu tun hat.

In Leichter Sprache könnte das zum Beispiel so klingen:

„Gott, wir bringen vor dich alle, die Macht und Verantwortung haben. Schütze und behüte sie. Gott, wir bitten dich auch für uns. Sei bei uns, wenn wir mit anderen Menschen leben und arbeiten. Schenk uns ein weites und gelassenes Herz für andere Menschen.“

Eine Fürbitte, die etwas vor Gott bringt und ihn um seine Kraft bittet, die Wirklichkeit verändern kann. Eine Bitte, die dabei ohne Appelle, Negationen und untergeschobene Weltdeutungen auskommt. Leichte Sprache kann tatsächlich helfen, diese zu Tage bringen und zu einer einfacheren, klareren Gebethaltung zu verhelfen – geradezu nebenbei. So passiert es dann, dass die Familie, die ihren Onkel mit geistigen Behinderungen in den Gottesdienst begleitet hat, oder der Organist, oder das Paar, das zufällig auf dem Spaziergang in die Kirche gekommen ist, wiederkommt, einfach so. Sie sagen: Hier verstehen wir endlich, worum es geht.

Wenn Sie mögen, probieren Sie es doch einfach aus. Am besten zu zweit oder in einer kleinen Gruppe. Tauschen Sie ihre eigenen Predigten oder Gebete untereinander aus, versuchen Sie eine Übersetzung, lesen sich diese laut vor, damit die Texte klingen. Ein letzter Arbeitsschritt ist die Aneignung des Übersetzens wieder in den eigenen Klang.

Ja, das kostet Zeit und die fehlt oft. Wenn aber Menschen Sie nach dem Gottesdienst ansprechen, weil sie etwas gehört und sich gemerkt haben, hat es sich vielleicht gelohnt. Wenn gelegentlich andere Menschen in Ihre Gottesdienste gehen als sonst, weil sie sich angesprochen und nicht ausgeschlossen fühlen, weil sich herumspricht, dass man Ihnen gut zuhören kann, dann ist diese Zeit womöglich keine verlorene.

Fürbitten Eröffnungsgottesdienst Marktplatz Bremen (Deutscher Evangelischer Kirchentag, 20.5.2009)

Liturgin: Gott wirbt für seine Gnade und wir bitten immer neu darum. Lasst uns Fürbitte halten und dazwischen immer wieder Gott anrufen:

Beterin 1 (Athletin der special olympics): Gott, Du bist gütig und gnädig. Du schenkst Kraft und Ausdauer, wo manche nur sehen, dass jemand schwach ist. Danke für alle Menschen, die sich nicht entmutigen lassen. Danke für alle Menschen, die Unterstützung beim Leben brauchen.

Lass uns einander im Leben unterstützen und bestärken. Gib uns den Mut, immer wieder aufzustehen. Schenk uns die Geduld, immer wieder darauf zu achten, was jemand kann. Immer wieder Hilfe zu schicken, wenn etwas nicht funktioniert. Damit Leben gelingt.

Wir beten zu dir:

Gemeinde (singt): Gott, wo bist du? Ich ruf nach dir.

Beter 2 (aus dem African Choir): God, sometimes you are angry with us. We love your creation, but we are not grateful for your mercy and we don't relish in your grace. We destroy the environment and turn our heads from the changes in climate, temperature, water level and vegetation. We don't want to do any more harm. Help us to see the steps we can take.

We pray to you:

Gemeinde (singt): Gott, wo bist du? Ich ruf nach dir.

Beterin 3 (Predigerin): Gott, manchmal bereust du sogar dein Gericht. Wir bitten dich für unsere Gemeinden. Mach sie zu einladenden Orten für alle Menschen. Gib ihnen den klaren Blick, Menschen stark zu machen und willkommen zu heißen, so wie sie sind. Damit deine Kirche ein Ort ist, an dem Menschen deine Freundlichkeit und Liebe erleben können.

Wir beten zu dir:

Gemeinde (singt): Gott, wo bist du? Ich ruf nach dir.

Beterin 4 (Liturgin): Gott, du bist barmherzig und langmütig. Danke, Gott, dafür, dass wir diesen Kirchentag in großer Gemeinschaft feiern können. Danke für die Menschen hier an der Weser. Danke, dass so viele nach Bremen gekommen sind.

Lass sie sich für andere einsetzen. Lass sie mehr als das eigene Leben und den eigenen Alltag kennen. Lass sie vier Tage lang unter deinem Himmel und auf deiner Erde reden, schweigen, beten, feiern und singen.

Wir beten zur dir:

Gemeinde (singt): Gott, wo bist du? Ich ruf nach dir.

Folkert Fendler

Langeweile im Gottesdienst **Eine Randbemerkung zur Tübinger Konfirmandenstudie**

Pfarrer Dr. Folkert Fendler leitet das Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst im Michaeliskloster in Hildesheim.

Vor nun schon fast zwei Jahren wurden die Ergebnisse der bislang größten empirischen Studie zum Konfirmandenunterricht vorgestellt, durchgeführt von der Tübinger Eberhard-Karls-Universität. In den Jahren 2007 bis 2009 wurden in mehr als 600 Gemeinden in 22 Landeskirchen Konfirmandenjahrgänge u.a. zum Konfirmandenunterricht allgemein, aber auch zu den von ihnen erlebten Gottesdiensten befragt. Die Befragung geschah im Untersuchungszeitraum zweimal: einmal in der Anfangsphase des Unterrichts, das zweite Mal kurz vor der Konfirmation. So ließen sich auch Entwicklungen in den Antworten erkennen.

Neben vielen anderen aufschlussreichen Erkenntnissen war es *eine* Zahl, die unter den Fachleuten für Gottesdienst wie ein ganz besonderes Fundstück gehandelt wurde: die Entwicklung der Beantwortung der Frage, wie die jungen Menschen den Gottesdienst einschätzten. Zu Beginn der Konfirmandenzeit schätzten 49% von ihnen den Sonntagsgottesdienst als langweilig ein, kurz vor der Konfirmation waren es 54%. – 5 Prozent Differenz! 5% Steigerung der Ansicht, der Gottesdienst sei langweilig! Mit besorgten Gesichtern tauschte man sich über diese Neuigkeit aus. Man hatte es ja eigentlich schon geahnt: Es gelingt Pfarrerinnen und Pfarrern nicht, Konfirmandinnen und Konfirmanden den Sonntagsgottesdienst schmackhaft zu machen. Nun hatte man es also schwarz auf weiß, schlimmer noch: der Konfirmandenunterricht führe zu einer weiteren Entfremdung der jungen Leute gegenüber dem Gottesdienst.

Von Anfang an habe ich mich über diese Interpretation gewundert und kann sie bis heute nicht teilen. Woher wissen Konfirmanden zu Beginn des Unterrichts vom Gottesdienst? In der Regel vor allem aus den Erzählungen von Geschwistern, Mitschülern und Eltern und nur wenigen eigenen Gottesdinnerfahrungen. Erst kurz vor der Konfirmation können sie ihr Urteil aus eigenem Erleben abgeben. Dass 51 bzw. 46 Prozent, also in etwa die Hälfte der Konfirmanden, den Gottesdienst *nicht* als langweilig empfinden, finde ich persönlich fast schon sensationell und halte die Abweichung von 5% dabei für kaum signifikant. Die Gründe dafür, dass die jungen Leute

nach ihrer Konfirmation zunächst nicht mehr in unseren Gottesdiensten auftauchen – das ist für mich die bedeutendste Schlussfolgerung aus diesen Zahlen – müssen anderswo gesucht werden als in der Einschätzung des Gottesdienstes durch Konfirmandinnen und Konfirmanden als langweilig oder als nicht langweilig.

Warum erleben nicht nur Jugendliche den Gottesdienst oft als langweilig? Der Gottesdienst hat ja durchaus generationsübergreifend das Image, langweilig zu sein. Langeweile heißt in diesem Zusammenhang ganz klassisch, dass die Zeit lang wird, sich endlos zu dehnen scheint und man sich das Ende der Veranstaltung herbeisehnt. Im Gegensatz zur Kurzweil, die einen die Zeit vergessen lässt, bei der man am Ende überrascht ist und bedauert, dass das Ende schon da ist. Langeweile ist negativ besetzt, Kurzweil positiv.

Langweilig oder kurzweilig – irgendwie scheinen diese Kategorien so gar nicht zum Gottesdienst zu passen. Es ist doch nicht das Ziel des Gottesdienstes, vor allem kurzweilig zu sein. „Liebe Gemeinde, ich wünsche uns nun einen kurzweiligen Gottesdienst!“ Oder: „Ich wünsche Ihnen nun gute Unterhaltung in diesem Gottesdienst!“ In Begrüßungen zum Gottesdienst ist mir schon Manches begegnet, aber solche Sätze zum Glück noch nicht. Könnte es sein, dass Jugendliche aber durchaus mit so einer Erwartung in Gottesdienste kommen? Woher sollen sie auch wissen, was Gottesdienste sind? Den Rahmenbedingungen nach zu urteilen erleben sie etwas, das mit Konzerten, Kino, Vortragsveranstaltungen verschiedenster Art in den Schulaulen, aber auch mit Showveranstaltungen zumindest eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Stühle oder Bänke sind auf so etwas wie eine Bühne ausgerichtet, ein Gegenüber von Akteuren und Zuschauern/Zuhörern scheint nahe gelegt, mit Plakaten wurde vielleicht sogar für den Gottesdienst geworben, und so sind sie gespannt, was ihnen „geboten“ wird. Das Phänomen, dass etwa in Jugendgottesdiensten gern nach Musikbeiträgen – auch zur Liedbegleitung –, nach Anspielen, ja sogar nach Lesungen und Gebeten geklatscht wird, spricht für diesen Erklärungsversuch. Mit solch einer Erwartungshaltung fällt dann der Sonntagsgottesdienst bei vielen durch: Das ist nicht ihre Musik, Singen kommt gar nicht in Frage, die Predigt rauscht an ihnen vorbei und auch in der Sprache der Gebete finden sie sich möglicherweise nicht wieder. Auch die „Performance“ der Hauptakteure bleibt möglicherweise irgendwie hinter dem aus dem Fernsehen Gewohnten zurück. Da kann die Zeit dann wirklich lang werden.

In zwei Richtungen könnten Bemühungen um eine fruchtbare Begegnung zwischen Jugend und Gottesdienst gehen. Zum einen, ihnen den Gottesdienst nahe zu bringen als etwas anderes als eine Show, vielmehr als Unterbrechung des im Alltag Gewohnten, als Ort der Ruhe und Meditation (Meditation ist nie kurzweilig). Zum anderen aber – und vielleicht liegt in dieser Richtung die Herausforderung durch die Titulierung „langweilig“ –, auch Gottesdienste mit ihnen zu feiern, die speziell für sie relevant sind, die ihr Empfinden und Befinden aufnehmen, in denen sie spüren: Gottes Wort hat in Zuspruch und Anspruch tatsächlich etwas mit mir zu tun; Gottesdienste die durchaus auch ihre Kommunikationsgewohnheiten und -geschwindigkeiten aufnehmen können. Denn auch diese Begrüßung entspräche nicht meinem Gottesdienstideal: „Ich wünsche euch nun einen langweiligen Gottesdienst!“

Frank Peters

Wie Liturgen mit dem Evangelischen Gottesdienstbuch umgehen – und warum nicht

Dr. des. Frank Peters ist Vikar in Essen-Altstadt.

Inmitten der vielen Debatten und Veranstaltungen über die künftige Gestalt der „Kirche der Freiheit“ ist das Jubiläum eines evangelischen Reformprojekts fast unbemerkt verstrichen: Zum Jahreswechsel feierte das Evangelische Gottesdienstbuch (EGb) seinen 10. Geburtstag. Nach fast 30jährigen Vorarbeiten wurde es am 1. Adventssonntag 1999 mit einem feierlichen Gottesdienst in Wittenberg in die meisten deutschen Landeskirchen und Gemeinden ausgesandt. Im Januar 2000 hat auch die Landessynode der Evangelischen Kirche im Rheinland das EGb als neue „Agende“ eingeführt, präziser: Sie hat die beiden Grundformen „für den Gebrauch in den Gemeinden genehmigt“, die weiteren Texte dagegen lediglich „zum Gebrauch empfohlen“.¹

Empirische Rezeptionsstudie

Bereits 2002 begann die Liturgische Konferenz (LK) der EKD mit Überlegungen zum weiteren Verlauf des agendarischen Prozesses. Der Ausschuss „Perspektiven eines zukünftigen Evangelischen Gottesdienstbuches“ unter Leitung von Prof. Klaus Raschzok (Neuendettelsau) machte 2007 in seinem Abschlussdokument weit reichende Vorschläge zu einer Revision des EGb, forderte aber zunächst, die Rezeption der aktuellen Ausgabe empirisch zu untersuchen.² Dieser Aufgabe nahm sich Anfang 2008 eine vom LK-Vorsitzenden Prof. Meyer-Blanck (Bonn) geleitete Projektgruppe an. Mit der Untersuchung selbst wurde Prof. Claudia Schulz (jetzt Ludwigsburg, zuvor am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD in Hannover tätig) betraut. Zusammen mit der Politologin Tabea Spieß führte Schulz mehrere explora-

¹ Kirchengesetz über die Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches der Evangelischen Kirche der Union in der Evangelischen Kirche im Rheinland vom 14.01.2000, in: KABL. EKIR, Nr. 3/2000, Sp. 71 f.

² Das Dokument „Gottesdienst feiern. Erwägungen zur Fortführung des agendarischen Reformprozesses in den evangelischen Kirchen“ wurde auf einer Tagung der LK am 4./5.3.2008 in Hildesheim vorgestellt und diskutiert, vgl. Michael Meyer-Blanck u. a. (Hg.), Gottesdienst feiern. Zur Zukunft der Agendenarbeit in den Evangelischen Kirchen, Gütersloh 2009.

tive Gruppendiskussionen mit unterschiedlichen Nutzergruppen des EGb durch. Die daraus gewonnenen Hypothesen dienten zur Erstellung eines Fragebogens, der in neun Landeskirchen über die jeweiligen Gottesdienstinstitute und gottesdienstlichen Arbeitsstellen verteilt wurde. Insgesamt nahmen 2137 Pfarrerrinnen und Pfarrer an dieser Umfrage teil, darunter 344 aus dem Rheinland und 267 aus Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

Bei der Untersuchung wurde nicht allein die Nutzung des EGb, sondern auch allgemein die Einstellung der Teilnehmer zum Gottesdienst, ihre Prioritäten, ihre Vorbereitungspraxis und ihr Selbstverständnis als Pfarrer erhoben. Über eine Clusteranalyse der Antworten ordneten Schulz/Spieß die Umfrageteilnehmer fünf verschiedenen Liturgen-Typen zu, die sich nicht zuletzt in ihrem Umgang mit dem EGb unterscheiden: Den „Lebensweltorientierten“ dient das Buch vor allem als Argumentationshilfe und Fundgrube für die eigene Gottesdienstvorbereitung. Die „traditionellen Liturgen und Prediger“ und die „gestaltenden Liturgen“ nutzen es vorwiegend als Altaragende und zur Gestaltung des Abendmahls. Für die „liturgiedistanzierten Prediger“ hat die Einführung des EGb kaum Auswirkungen auf die eigene Praxis gehabt, sie nutzen es selten oder nie. Die „pragmatischen Liturgen“ nutzen das EGb dagegen sehr häufig bei der Vorbereitung sowie als Nachschlagewerk.³

Rheinische Liturgen im Fokus

Im Rahmen einer liturgiewissenschaftlichen Dissertation bei Prof. Meyer-Blank habe ich die Rezeption des EGb in der Evangelischen Kirche im Rheinland (als der zweitgrößten Landeskirche und der größten unierten Kirche innerhalb der EKD) genauer in den Blick genommen. Dazu suchte ich in sieben Gruppendiskussionen das Gespräch mit Pfarrern, Prädikanten und Vikaren aus verschiedenen Regionen des Rheinlands und mit unterschiedlichen konfessionellen und spirituellen Prägungen. Die Aussagen der 43 Diskussionsteilnehmer können selbstverständlich nicht einfach auf die Gesamtheit der rheinischen Liturgen hochgerechnet werden, sondern haben exemplarischen Charakter. Die qualitative Methodik erlaubt jedoch, individuelle Motive und Argumentationsstrukturen präziser zu erfassen, als es ein schematischer Fragebogen vermag. Idealerweise ergänzen sich qualita-

³ Eine detaillierte Auswertung der Studienergebnisse sowie erste liturgietheologische Deutungen wurden auf einer Fachtagung der LK am 2./3.3.2010 in Hildesheim präsentiert. Die Dokumentation wird in Kürze erscheinen.

tiv und quantitativ erhobene Daten gegenseitig. So war ich dankbar, bei der Auswertung die Aussagen aus den Gruppendiskussionen mit den Ergebnissen der LK-Studie in Beziehung setzen zu können.

Auf die Frage „Nutzen Sie das EGb oder haben Sie es einmal [sic!] benutzt“, haben bei der Umfrage 71 % der rheinischen Pfarrer mit „Ja“ geantwortet. Diese benutzen es nach eigenen Angaben besonders häufig als Nachschlagewerk, Materialsammlung und Anregung für die eigene Textarbeit, eher selten dagegen als Basis für die Abendmahlsgestaltung oder gar als „Altargänge“. Insgesamt erklärte allerdings nur ein Viertel, das EGb „oft“ oder „sehr oft“ zu benutzen, 38 % dagegen „selten“ oder „nie“!

Auch in den Gruppendiskussionen bildeten die überzeugten Nutzer des EGb eine Minderheit, und selbst diese erweckten oft den Eindruck, sich für den Gebrauch rechtfertigen zu wollen. Einer häufigen Nutzung des EGb entgegen steht dabei für viele Liturgen der hohe Stellenwert, den sie der Predigt beimessen, von deren Thema ausgehend sie den Gottesdienst dann als „Gesamtkunstwerk“ und/oder entlang einem „roten Faden“ zu gestalten suchen. Diese thematische Akzentsetzung findet sich besonders häufig, aber nicht nur bei reformiert geprägten Liturgen. Es liegt auf der Hand, dass das notwendig begrenzte und zudem nicht thematisch erschlossene Materialangebot des EGb hier oft nicht befriedigt, zumal es nur sehr wenige Vorschläge für die im unierten Gottesdienst üblichen Sündenbekenntnisse und Gnadensprüche macht. Darüber hinaus machten viele Diskussionsteilnehmer deutlich, wie wichtig ihnen eine „authentische“ Sprache ist. Dieser Anspruch lässt sie bei der Wahl der Werkbücher und Gestaltungshilfen äußerst wählerisch sein, wenn sie nicht ganz auf sie verzichten und „ihre“ Gebete lieber selbst formulieren.⁴ Gerade bei jüngeren Liturgen spielt die digitale Verfügbarkeit von Texten eine wichtige Rolle; hier laufen die PDF-Version der „Reformierten Liturgie“ und immer mehr das Internet dem EGb den Rang ab.

⁴ Das Bemühen um einen thematischen roten Faden und eine zeitgenössische Gebetsprache ist keineswegs ein neues Phänomen: Ein Blick in die Agendengeschichte der vergangenen Jahrhunderte zeigt, wie lange sich an dieser Frage bereits die Geister scheiden. Besonders die von Friedrich Spitta (1852–1924) und Julius Smend (1857–1930) initiierte Ältere Liturgische Bewegung hat am Anfang des 20. Jahrhunderts dafür gekämpft.

Liturgische Prioritäten im Konflikt

Reduzierte man die Frage der Rezeption des EGb auf seine Nutzung bei der Gottesdienstvorbereitung und -feier, müsste man ein äußerst ernüchterndes Fazit ziehen, das zudem kaum einen (rheinischen) Liturgen überraschen dürfte. Doch beschränkt sich die Bedeutung des EGb nicht auf seine Funktion als Textbuch und Materialsammlung. Es repräsentiert vielmehr ein liturgietheologisches Konzept, das es eingangs in konzentrierter Form in „sieben Kriterien für das Verstehen und Gestalten des Gottesdienstes“ formuliert.⁵ Wie weit sind diese Anliegen bei den Liturgen und in den Gemeinden im Rheinland angekommen?

Die Forderung des Kriterium I, der Gottesdienst solle „unter der Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert“ werden, ist vielschichtig. Die Mitwirkung weiterer Personen, insbesondere eines Kirchenmusikers an der Gottesdienstfeier wurde in den Diskussionen zwar prinzipiell immer wieder begrüßt – zu den persönlichen Prioritäten gehört sie aber offenkundig nicht. Auf von ungeschulten Lektoren verhaspelte Lesungen, Konfirmanden-Gottesdienste, die sich „ereignen wie auf einem Bahnhof“ (O-Ton einer Pfarrerin), oder eine unkoordinierte Abendmahlsausteilung würden viele Teilnehmer gerne verzichten und im Zweifelsfall das Heft lieber selbst in die Hand nehmen. Die Haltung vieler Liturgen könnte man auf die Kurzformel bringen: Mitwirkung ja – aber nicht um jeden Preis!

Während Familien-, Sonder- und Zweitgottesdienste fast immer mit einem Team vorbereitet werden, gilt die Gestaltung eines regulären Sonntagsgottesdienstes offenbar nach wie vor und mit großer Selbstverständlichkeit als „Pfarrersache“. Allein Kirchenmusiker, sofern sie dafür die nötige Zeit und Kompetenz mitbringen, werden von einigen Liturgen partiell hinzuzogen. Auch hier zeigt sich, dass das liturgietheologische Postulat, der Gottesdienst sei „Sache der ganzen Gemeinde“, die Praxis nur begrenzt bestimmt.

Als zentrales Anliegen der jüngsten Agendenreform gilt die Profilierung einer „erkennbaren, stabilen Grundstruktur, die vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten offen hält“ (Kriterium II).⁶ Zu einer kreativen und situationsbewussten Gottesdienstgestaltung müssen die Liturgen in der Regel nicht groß ermuntert werden. Bemerkenswert ist hingegen, wie

⁵ Vgl. Evangelisches Gottesdienstbuch, S. 15 ff.

⁶ Tatsächlich wurde nicht erst das EGb, sondern schon die Agende I (EKU) von 1959 von ihren Autoren als ein Modellbuch verstanden, das eine variantenreichen Liturgiegestaltung nicht etwa verhindern, sondern ermöglichen sollte.

wichtig vielen Diskussionsteilnehmern für den Sonntagsgottesdienst ein vertrauter Ablauf ist, dessen Rahmen zumeist von der in der Gemeinde geltenden Gottesdienstordnung abgesteckt wird. Auch die geradezu sprichwörtlich gewordene „rheinische Vielfalt“, in der diese Ordnungen selbst zwischen Nachbargemeinden mehr oder weniger stark voneinander abweichen, wurde vielfach kritisiert – besonders nachdrücklich von Prädikanten und Pfarrern, die häufig an verschiedenen Orten Gottesdienste feiern und leiten. Damit setzen sich die Liturgen dezidiert von jenem liturgischen „Wildwuchs“ der 1970er Jahre ab, den die Agendenreform einst in geordnete Bahnen zu lenken suchte. Das viergliedrige Strukturmodell des EGb (Eröffnung und Anrufung – Verkündigung und Bekenntnis – Abendmahl – Fürbitte und Sendung) haben dabei viele Liturgen als Orientierung verinnerlicht. Und sie erkennen an, dass sich auch für alternative Gottesdienste rasch eine feste Ordnung etabliert, die Vorbereitenden wie Mitfeiernden als Leitfaden dient.

Auch die im Kriterium III mitschwingende Sorge, „neue Texte aus dem Gemeindeleben der Gegenwart“ könnten „bewährte Texte aus der Tradition“ verdrängen, erscheint im Blick auf die heutigen Liturgen unbegründet. Zwar will sich kein Liturg die Freiheit nehmen lassen, bei Bedarf Gebete anzupassen oder selbst zu formulieren; traditionelle Texte mit ihrer „altertümlichen Sprache“ werden deswegen aber nicht durchweg abgelehnt. Besonders für den Abendmahlsteil greifen Liturgen offenbar gerne auf solche Texte zurück und schlagen dafür dann sogar das ansonsten wenig geliebte EGb auf. Auch und gerade die Vikare lassen einen Sinn für die liturgische Tradition erkennen und sind weit entfernt von literarischen Bilderstürmen.

Eine ökumenische Offenheit, die im Kriterium IV zum Ausdruck kommt, ist für die meisten Liturgen selbstverständlich. Umso auffallender ist, dass das Plädoyer für die Wiedergewinnung der Eucharistiefeyer als sonntäglichem „Normalfall“, das die liturgische Erneuerung seit Jahrzehnten prägt, bei den Diskussionsteilnehmern kaum Widerhall findet. Zwar ist vielen eine würdige Feier des Abendmahls wichtig – zu ihren liturgischen Prioritäten aber gehört es keineswegs. Vielmehr gilt nach wie vor die Hochschätzung und Zentralstellung der Predigt als „evangelisches Markenzeichen“, besonders, aber keineswegs nur bei den reformierten Theologen.

Normativität der gemeindlichen Gottesdienstordnung

Neben der Frage, inwieweit die einzelnen Liturgen die Anliegen des agendarischen Reformprozesses rezipiert haben, ist – gerade im Rheinland – von maßgeblicher Bedeutung, welchen Einfluss das EGb auf die gemeindlichen Gottesdienstordnungen genommen hat. Denn diese bestimmen die liturgische Praxis vor Ort in der Regel mindestens (!) ebenso stark wie die persönlichen Präferenzen des Pfarrers oder gar des sporadischen Gastliturgen. Einige Diskussionsteilnehmer konnten hier davon berichten, wie die Einführung des EGb (die im Grunde schon 1991 mit der Erprobung des kostenlos verbreiteten Vorentwurfs, der „Erneuerter Agenda“, begann) in der eigenen Gemeinde einen teils intensiven Diskussionsprozess angestoßen hat, an dessen Ende eine mehr oder weniger grundlegende Überarbeitung der Gottesdienstordnung stand. Andersorts wurde das EGb allerdings auch nur daraufhin abgeklopft, ob die neue Agenda die etablierte Praxis gefährdet.

Insgesamt bildet die Approbation einer neuen Agenda allein offensichtlich keine hinreichende Motivation für eine tiefgreifende lokale Gottesdienstreform. Damit sich eine Gemeinde auf diesen meist langwierigen Prozess einlässt, bedarf es anderer Ereignisse wie z. B. eines Pfarrerwechsels, einer Gemeindefusion oder Veränderungen der Gottesdienstgemeinde. Im Rahmen der dann anstehenden Überlegungen wird das EGb zwar nicht als normative Vorgabe, mitunter aber durchaus als willkommene Orientierung herangezogen.

Damit ist eine weitere, nicht zu unterschätzende Dimension des EGb angesprochen: So sehr es sich als Liturgiebuch für den konkreten gottesdienstlichen Gebrauch versteht – worauf schon die repräsentative Aufmachung der „Altarausgabe“ hindeutet –, will das EGb zugleich Lehrbuch und Nachschlagewerk sein. In diesen Funktionen wird es gerade von Vikaren, aber auch von Pfarrern im fortgeschrittenen Dienstalter konsultiert. Selbst dann, wenn sich Diskussionsteilnehmer nicht ausdrücklich auf das EGb bezogen, ließen ihre Gesprächsbeiträge die Früchte erkennen, die das gewachsene Augenmerk auf eine qualifizierte liturgische Aus- und Fortbildung getragen hat. Zahlreiche Anliegen der agendarischen Erneuerung – wie die bereits erwähnte Grundstruktur als Gerüst für eine variationsoffene Gottesdienstgestaltung oder der Sinn für liturgische Präsenz – haben sich mittlerweile auch viele derjenigen Pfarrer zu eigen gemacht, die das EGb in ihrer alltäglichen Arbeit selten oder gar nicht zur Hand nehmen. So resümierte ein Pfarrer vielsagend: „... aber ansonsten weiß ich, dass ich den Freiraum habe, nutze ihn aber nicht mit diesem Buch!“

Wege liturgischer Qualitätssicherung – ein Ausblick

Angesichts dieses vielschichtigen Bildes stellt sich die Frage, ob man das Projekt einer in Abständen von mehreren Jahrzehnten revidierten Einheitsagenda, als die sich das EGb – ganz in der Tradition seiner Vorgänger der vergangenen zwei Jahrhunderte! – letztlich präsentiert, tatsächlich weiter verfolgen möchte. Als Alternative böte sich an, einen möglichst breiten und verbindlichen Konsens über diejenigen Elemente zu erreichen, die eine überregionale Wiedererkennbarkeit und Partizipationsoffenheit evangelischen Gottesdienstes gewährleisten. Denn nicht nur Gemeindeglieder⁷, sondern auch Pfarrer und Prädikanten wissen oft aus eigener Erfahrung, wie sehr vertraute Texte und Lieder (mehr als eine abstrakte Grundstruktur!) den Mitvollzug des Gottesdienstes befördern – und wie störend bereits kleinste Abweichungen von der gewohnten Form wirken können, so theologisch sekundär und variabel diese auch prinzipiell sein mag. Bei allem, was über diesen Grundkonsens hinausgeht, könnte demgegenüber eine umso größere Vielfalt gefördert werden. Statt etwa eine einzelne Agenda zum „liturgischen Gedächtnis“ der evangelischen Kirche zu erklären,⁸ könnten unterschiedliche Liturgiebücher (ähnlich Schulbüchern) auf ihre Qualität geprüft und zum Gebrauch empfohlen werden – nicht etwa als obrigkeitliche Zensur, sondern um Liturgen und Gemeinden eine Orientierung an die Hand zu geben. Auf diesem Weg könnte der konfessionellen und spirituellen Vielfalt evangelischer Liturgie Rechnung getragen werden, wie sie gerade für das Rheinland charakteristisch ist. Darüber hinaus bietet sich das längst zum Massenmedium avancierte Internet für den Aufbau eines liturgischen Archivs an, dessen Bestand die Liturgen selbst ergänzen und in dem sie für ihre Gottesdienstvorbereitung gezielt recherchieren könnten.

Zu guter Letzt: Agenden und Gottesdienstbücher können zu einer liturgischen Qualitätssicherung zwar beitragen, sie allein aber nicht gewährleisten.⁹ Mehr denn je ist dafür eine liturgische Aus- und Weiterbildung

⁷ Vgl. Hanns Kerner, Wie viel Ordnung braucht der Sonntagsgottesdienst? Ergebnisse zweier empirischer Untersuchungen, in: Ders. (Hg.), Zwischen Heiligem Drama und Event. Auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen Agenda, Leipzig 2008, S. 7–21.

⁸ So lautet eine der zentralen Thesen des Diskussionspapiers „Gottesdienst feiern“ (s. o. Anm. 2), S. 64.

⁹ Vgl. dazu: „... zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn ...“ (Ps 27,4). Handreichung für Kirchengemeinden zur Qualitätsentwicklung von Gottesdienst und Kirchenmusik, erarbeitet vom Ausschuss für Gottesdienst und Kirchenmusik der EKIR, Düsseldorf 2010.

unerlässlich. Darüber hinaus gilt es Instrumente wie kollegiale Intervision¹⁰ und „Gottesdienst-Coaching“¹¹ zu etablieren, aber auch ein konstruktives Feedback im Rahmen der turnusmäßigen Visitationen.¹² Hierzu bietet sich die – im rheinischen Visitationsgesetz bislang nur als Option vorgesehene – Einbeziehung der Synodalbeauftragten für den Gottesdienst an.

¹⁰ Vgl. Leonie Grüning / Gudrun Mawick, Kollegiale Beratung im Pfarramt. Ein Erfahrungsbericht, in: „Thema: Gottesdienst“, Heft 31/2010, S. 30-37.

¹¹ Vgl. Ilsabe Seibt, Gottesdienstcoaching. Ein neues Angebot für Pfarrerinnen und Pfarrer in der EKBO, in: „Thema: Gottesdienst“, Heft 30/2009, S. 70f.

¹² Vgl. dazu Mareile Lasogga / Udo Hahn, Die Visitation. Eine Studie des Theologischen Ausschusses der VELKD, Hannover 2010.

Doris Joachim-Storch

Agenden als Agenten der Vereinheitlichung? Über Vielfalt und Einheit in unseren Liturgien¹

Pfarrerin Doris Joachim-Storch ist Beauftragte für Gottesdienst im Zentrum Verkündigung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Frankfurt am Main.

Gottesdienst in einer Gemeinde. Ich bin zum ersten Mal dort. Am Eingang bekomme ich zwei Bücher in die Hand gedrückt. Liederbücher. Das eine kenne ich: das Evangelische Gesangbuch. Das andere ist eine gemeindeeigene Liedsammlung, modernes Liedgut, Lobpreislieder, ein bisschen Taizé, einiges, das aussieht wie Gregorianik. Aus verschiedenen Liederbüchern kopiert und gebunden. Am Platz liegt noch ein Gesangbuch. Psalmlieder. Ich bin gespannt. Keine Liedtafeln. Aber irgendwann blinkt dann eine Leuchttafel auf: „Gr 37“ oder so ähnlich. Damit muss wohl eines der Gesangbücher gemeint sein. Bis ich herausgefunden habe, dass „Gr“ grün bedeutet und es sich also um das gemeindeeigene, grün eingebundene Liederbuch handelt, ist der Gesang schon vorbei. Ein modernes Lied war es, das ich nicht kenne. Ein Ersatz für einen der traditionellen Antwortgesänge. Und ich merke bald, dass alle Antwortgesänge der Liturgie durch andere Lieder ersetzt worden sind. Warum nicht, denke ich mir. Ab und zu was Neues. Wenn nur nicht diese vielen Liederbücher wären, und wenn ich nur wüsste, was da noch alles im Gottesdienst kommt, dann könnte ich mir die Bücher vorher zurechtlegen und die Lieder schnell finden. Aber so lauere ich auf die elektronische Liedtafel, um das nächste Lied nicht zu verpassen. Ich gebe mir Mühe, die „normalen“ Stücke unserer Liturgie zu erkennen. Sie sind auch alle da: Votum, Psalm, Gebet, Lesungen und so weiter, allerdings nicht alles in der Reihenfolge und Form, wie ich es gewohnt bin. An manchen Stellen werden Erklärungen dazu gegeben, und zusätzlich zur Bibellese wird noch ein deutendes Gedicht vorgelesen. Ich überlege, ob sie den Gebeten und Worten der Bibel nicht genug eigene Kraft zutrauen. Dazwischen kurze Gesänge aus einem der drei Liederbücher. So langsam stellt sich Erschöpfung ein. Aber dann kommen ein Taizé-Lied und eines aus dem normalen Gesangbuch. Erleichtert singe ich mit, endlich was Vertrautes. Es wird viel gesungen in diesem Gottesdienst, auch das Vaterunser. Auch

¹ Der Artikel wurde geschrieben für „Impuls Gemeinde“, Heft 2/2010, hg. vom Zentrum Verkündigung der EKHN.

diese Melodie kenne ich nicht. Ganz für mich allein spreche ich die Worte des Vaterunsers. Ich fühle mich hier fremd. „Da gewöhnt man sich dran“, sagt mir eine Freundin anschließend. Das sei hier jeden Sonntag so. Die Gemeinde mag diese Gottesdienstform. Sie möchte mit der Zeit gehen und sich nicht von „erstarrten“ traditionellen Formen einengen lassen. Die Gottesdienste seien immer gut besucht.

Ob das Kirchenfremden ähnlich geht, wenn sie in einen traditionellen Gottesdienst kommen? Das meinen ja viele Kirchenleute, die das Innovative im Gottesdienst fördern wollen. Zeitgemäß sollen unsere Gottesdienste sein, nicht nur die Predigt, sondern auch die Liturgie. Und so wird fleißig ausprobiert und experimentiert.

Was also ist das Problem? Je länger ich darüber nachdenke, desto komplizierter wird es. Da gibt es konfessionelle, milieuspezifische und regionale Verschiedenheiten. Die Geschmäcker und die Traditionen sind verschieden, manchmal sehr verschieden. Entsprechend hoch kochen die Gemüter, urteilen und verurteilen, und manche meinen genau zu wissen, welche Gottesdienstform die zeitgemäße und angemessene ist. Ein altes Problem. „Die Gefahr eines liturgischen Wildwuchses kurzatmiger Partikularentscheidung in emotional aufgeladenen Lagen ist kein Phänomen spätmoderner Gemeindeegoismen. Luther bringt in diesem Zusammenhang das Freiheitsargument, das er analog zu seiner Freiheitsschrift von 1520, in der Dialektik von Bindung und Ungezwungenheit entfaltet. Nicht jeder soll ‚etwas eigenes‘ machen können, sei es aus ‚guter Absicht‘, aus ‚Vorwitz‘ oder aus ‚eigener Lust oder Nutzen‘. Agendarische Freiheit hat sich grundsätzlich zu bewähren: ‚zu Gottes Ehre und des Nächsten Besserung‘.“ So schreibt Thomas Klie in seinem Buch „Fremde Heimat Liturgie“.²

Fremde Heimat Liturgie. Wie kann das Fremde zur Heimat werden? Durch Wiederholung. Und die, die öfter in den oben geschilderten Gottesdienst gehen, kommen irgendwann mit den drei Liederbüchern und den neuen Gesängen gut zurecht. Der Preis ist allerdings, dass es zwischen den Gemeinden immer weniger Gemeinsames gibt. Wenn jede Gemeinde ihre eigene Heimat hat, fühlen sich Menschen aus anderen Gemeinden eben fremd. Das ist die Kehrseite agendarischer Vielfalt.

Als Referentin im Zentrum Verkündigung komme ich in viele verschiedene Gottesdienste. Und dabei ist mir eins aufgefallen: Ob ich getröstet und gestärkt aus einem Gottesdienst herausgehe, hängt nicht so sehr von

² Thomas Klie, *Fremde Heimat Liturgie*, Stuttgart 2010, S. 12 Anm. 15.

Agende oder Gottesdienstordnung ab, sondern von etwas, das ich nur schwer in Worte fassen kann. Strahlt diese Gemeinde, strahlen die Pfarrerrinnen und Kirchenvorsteher etwas von der Güte Gottes aus? Es gibt Gottesdienste, die nicht meinem liturgischen Geschmack entsprechen, die ich aber dennoch als stimmig und gut empfinde. Vielleicht liegt das daran, dass man Christen nicht nur an ihren Worten, sondern auch an ihren Taten erkennt. Eben daran, ob Liebe ihr Maßstab ist und zu gegebener Zeit auch Demut und Leidenschaft für die, die Gott uns besonders an Herz gelegt hat. Was so banal klingt, ist doch höchste Kunst. Es ist uns ja gesagt, was gut ist und Gott von uns fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor unserem Gott (Micha 6,8). Wo ich das spüre, ist es mir (fast) egal, ob Liturgie gesungen wird, ob es überhaupt keine liturgischen Antwortgesänge gibt oder ob ich mich auf neue Lieder einlassen muss. Zur Liebe gehört dann allerdings, dass fremde Gottesdienstbesucherinnen wie ich nicht mit drei Liederbüchern im Gottesdienst Achterbahn fahren müssen. Ein Verlaufsplan wäre dann hilfreich. „Zu Gottes Ehre und des Nächsten Besserung.“

Das ist natürlich ein hoher Anspruch, wenn ein Gottesdienst wesentlich von der Strahlkraft der gottesdienstlich Agierenden abhängt. Darum muss es in der Liturgie Elemente geben, die wir nicht je neu selbst erfinden, die sozusagen unabhängig sind von denen, die sie sprechen, singen oder inszenieren. Wiedererkennbares, Selbstwirksames. Fulbert Steffensky schreibt dazu: „Wir sind Freigeister, aber demütige Freigeister, die die Sprache der anderen ehren und die nicht originalitätsversessen sind.“³ Darum sind ihm die traditionellen Formeln und Gesten der Liturgie wichtig, die Einsetzungsworte, die Segensworte, der Kanzelgruß usw. Und er wendet sich dagegen, alle liturgischen Stücke erklären oder erweitern zu wollen. „Oft argumentiert man: die Menschen, die selten in den Gottesdienst kommen, verstehen die Formen nicht mehr, und darum muss man sie erklären. Aber wer fremd ist, bleibt fremd. Vielleicht will er ja auch die Distanz der Fremde, er will nicht vereinnahmt werden.“⁴ Agenden könnten hier zu Agenten werden – Agenten nicht autoritärer Gleichmacherei, sondern Agenten einer Einheit vor Gott. Wir müssen nicht alle Gebete, Gesänge und Rituale neu erfinden, so wie wir uns nicht stets selbst neu erfinden müssen. „Wiederholte Formeln wiegen dich in den Geist der Bilder. Sie verhelfen uns zur Passivität. Sie sind außerdem die Notsprache, wenn einem das Leben die Sprache ver-

³ Fulbert Steffensky, Schwarzbrotspiritualität, Stuttgart 2005, S. 87.

⁴ A. a. O., S. 87.

schlägt. Sie sind wie ein Balken, an den man sich nach einem Schiffbruch klammert. Wir verantworten ihren Inhalt nicht, denn wir sprechen sie mit der Zunge der Toten und lebenden Geschwister.“⁵

Die EKHN hat keine verbindliche Agenda. Manchmal erntet sie deswegen von anderen Landeskirchen ein mitleidiges Lächeln. Wir gelten als liberal. Bei uns ist vieles möglich, kirchenpolitisch wie liturgisch. Schön für uns, finde ich. Und so gibt es eine fröhliche Vielfalt von Liturgien. Aber selbst die EKHN kommt nicht ohne Ordnungen aus. Und die gibt es, sie stehen für alle nachlesbar vorn im Gesangbuch. Dass trotzdem viele Gemeinden eigene Liturgien pflegen, ist nicht ungewöhnlich. Das kommt auch in Landeskirchen mit verbindlichen Agenden vor.

Also: Brauchen wir nun Agenden, damit es überall einheitliche Gottesdienstformen gibt, in denen sich die Besucher wiederfinden und beheimatet fühlen, auch wenn sie die Gottesdienste anderer Gemeinden besuchen? Oder brauchen wir eine Vielfalt von Formen, mit zeitgemäßer Sprache und modernen Gesängen? Im Nachdenken komme ich letztlich auf ein klares „Sowohl-als-auch“. Und damit befinde ich mich in bester Gemeinschaft mit dem Evangelischen Gottesdienstbuch, das seit zehn Jahren eine gemeinsame Agenda der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland und der Union der Evangelischen Kirchen in Deutschland ist. Das Evangelische Gottesdienstbuch ermöglicht, basierend auf zwei Grundformen, eine Fülle von traditionellen, lutherischen, unierten und reformierten Liturgien. Ebenso bietet es Formen für besondere Gottesdienste. Ein wunderbarer Gemischtwarenladen. Agenden als Agenten der Vereinheitlichung? Agenden sollen die „Lizenz“ zum Feiern lebendiger Gottesdienste haben. „Dirigistische Maßnahmen, die agendarische Uniformität erzwingen“, sind keine „wirkliche Lösung“. „Der Gottesdienst kann durch administrative Anordnung nicht lebendig gemacht werden.“⁶

Und so werden wir weiterhin miteinander im Gespräch sein, in der EKHN wie auch auf EKD-Ebene, die Einheit in der Vielfalt suchen, damit wir uns in Hamburg, Frankfurt oder München in einem evangelischen Gottesdienst zwar manchmal etwas fremd, aber doch beheimatet fühlen.

⁵ A. a. O., S. 22.

⁶ Peter Cornehl, zitiert nach: Uta Pohl-Patalong, Gemeindegottesdienst? Überlegungen zum Gottesdienst im kirchlichen Strukturwandel, in: Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, hg. v. Kristian Fechtner und Lutz Friedrichs, Stuttgart 2008, S. 110-118, Zitat S. 115.

Annette Sachse

Gottesdienst im Krankenhaus Auf der Suche nach dem Besonderen

Annette Sachse ist Klinikpfarrerin im Charité-Campus Benjamin Franklin in Berlin-Steglitz.

Als ich schon eine Zeit lang ins Klinikpfarramt gewechselt war, hat mich eine befreundete Kollegin gefragt: „Ist es nicht ganz anders, im Krankenhaus Gottesdienst zu feiern, als in der Gemeinde?“ – „Ja und nein“, habe ich spontan geantwortet und war durch ihre Frage angeregt, das Besondere zu suchen. „Es sind weniger Menschen sonntags in unserer Kapelle. Sieben, acht im Durchschnitt. Mal mehr, auch weniger. Und immer andere. Es wechselt ständig. Aufs Ganze gesehen sind pro Jahr wahrscheinlich mehr Leute in unseren Gottesdiensten als in einer herkömmlichen Ortsgemeinde. Natürlich sehen wir hin und wieder auch ein vertrautes Gesicht; Männer und Frauen, die wiederkommen. Das ist schön. Und deutlich ist auch, dass wir Gottesdienst mit Gesunden und Kranken feiern; mit Menschen, denen du die Belastung ansiehst, und mit anderen, die eher unauffällig wirken. Doch das wirklich Besondere, das, was mir die Gottesdienste im Krankenhaus einzigartig macht, ist die Erwartung, die ich in den Augen der Menschen lese – in ihrem Blick, ihrer ganzen Haltung. Hier feiert kaum einer Gottesdienst nur aus Gewohnheit. Hierher kommen die, die ein Bedürfnis danach haben. Im Krankenhaus wird Gottesdienst existentiell.“

Gottesdienstfeiern im Krankenhaus können so verschieden erlebt werden wie in Parochialgemeinden auch. Es spielt eine Rolle, ob es sich um ein konfessionelles Krankenhaus handelt oder um eines in privatwirtschaftlicher bzw. öffentlicher Trägerschaft. Auch Größe und Profil des Hauses, die Lage der Kapelle und die Möglichkeiten, für den Gottesdienst zu werben, sind dabei nicht unerheblich. Vorrangig wirksam scheinen mir aber die äußeren und inneren systemischen Bedingungen zu sein: In welchem Einzugsbereich liegt das Krankenhaus? Handelt es sich um eine Region mit hohem konfessionell gebundenen Bevölkerungsanteil oder ist die Entfremdung der Menschen von der Kirche schon weit fortgeschritten? Und: Wie spiegelt sich dies bei der Mitarbeiterschaft des Hauses? Findet das Anliegen „Gottesdienst“ Unterstützer über das Seelsorgeteam hinaus? Gibt es Multiplikatoren und verinnerlichte Traditionen? Existiert ein im Haus geschätztes und

von vielen getragenes Konzept von „spiritual care“? Oder bleibt der Seelsorger ein Einzelkämpfer und die Seelsorgerin allein auf weiter Flur?

Im Rahmen dieses Spektrums gewinnen meine eigenen Erfahrungen ganz konkrete Gestalt. Ich arbeite als Seelsorgerin in einem Team evangelischer und katholischer Kolleginnen und Kollegen in dem in Berlin-Steglitz gelegenen Charité-Campus „Benjamin Franklin“. Das „1000-Betten-Haus“ ist ein renommiertes Krankenhaus der Maximalversorgung und hat darüber hinaus in der Westberliner Bevölkerung ein hohes Ansehen als Universitäts-Klinikum. Entstehung und Geschichte dieser Klinik sind aufs engste mit der Identitätsentwicklung Westberlins nach dem Zweiten Weltkrieg verflochten. Bis heute ist darum eine Entscheidung über die Zukunft dieses nicht wirtschaftlich arbeitenden Charité-Standortes ein Politikum von solcher Relevanz, dass es Einfluss haben kann auf den Ausgang der nächsten Senats-Wahl. Als DDR-sozialisierter Mensch bewegt mich die Leidenschaft vieler dem Haus verbundener Menschen für den Mehr-Wert des Klinikums als Identitätssymbol. Zum unverwechselbaren Charakter der Klinik selbst gehört aber nun, dass die amerikanischen Bauherren in den 60er Jahren beschlossen haben, hier eine Kapelle in zentraler Lage einzurichten; unübersehbar, groß und schön gestaltet – als Herz des Hauses. Wer immer den Hauptflur im „Benjamin-Franklin“ entlang geht, kommt an diesem Raum vorbei, und viele fühlen sich eingeladen einzutreten. Die Kapelle ist unsere „erste Kollegin“, unsere „Teamleiterin“ – so empfinden wir haupt- und ehrenamtlich in der Seelsorge Tätigen es oft. Wir sind glücklich darüber, diesen Raum zu haben. Er unterstützt uns darin, Gottesdienst im Krankenhaus öffentlich, sichtbar, einladend zu feiern – konfessionell erkennbar in ökumenischer Verantwortung. Dabei fühlen wir uns getragen durch die im Berliner Süden noch stärker vorhandenen kirchlichen Traditionen¹ und herausgefordert durch die weit fortgeschrittene Entkirchlichung im gesamten Berliner und Brandenburger Umfeld und die dabei doch oftmals spürbare, sehr offene Sehnsucht der Menschen nach erlebbarer Spiritualität.²

¹ In Berlin gehören insgesamt noch 29,2% der Bevölkerung einer der beiden großen Kirchen an. In Steglitz-Zehlendorf sind es etwa 50% der Bürger und Bürgerinnen. Aussagekräftig in diesem Zusammenhang ist auch, dass es die Kampagne „Pro-Reli“ im vergangenen Jahr nur in Steglitz-Zehlendorf schaffte, das für erfolgreiche Volksentscheide landesweit geforderte Zustimmungsquorum von 25% aller Wahlberechtigten knapp zu übertreffen.

² Das Gespräch mit den anderen Religionen beschäftigt uns im Rahmen der seelsorgerlichen Betreuung von Patientinnen und Patienten im multikulturellen und multireligiösen Umfeld von Berlin. Für die Gestaltung der Gottesdienste in unserem Klinikum spielt es bislang keine Rolle.

In der Spannweite von konkreter Verortung und Vielfalt möglicher Gestaltungsweisen kommt es mir nun hier darauf an, auf tragende Wesensmerkmale und Besonderheiten der Gottesdienstfeier im Krankenhaus hinzuweisen.

Spezifische Kennzeichen der Gemeinde

Mit der theologischen Bestimmung christlicher Gemeinde als Leib Christi sehe ich drei unverwechselbare Kennzeichen ihrer konkreten Gestalt im Krankenhaus. Der Leib Christi erscheint hier so, dass er sich immer wieder anfragen und infrage stellen lässt, sich ständig erneuert und der Kraft Gottes vertraut, die in den Schwachen mächtig ist (2Kor 12,9).

Fluktuation

Die durchschnittliche Liegezeit von Patienten und Patientinnen sinkt in deutschen Krankenhäusern beständig und liegt momentan bei neun Tagen.³ Die sich nur vorübergehend stationär aufhaltenden Menschen, ihre Angehörigen und das sie betreuende medizinische Personal sind diejenigen, für die Gottesdienste im Krankenhaus angeboten werden. Das erste Charakteristikum der Gottesdienstgemeinde im Krankenhaus ist von daher durch hohe Fluktuation und beständigen Wechsel gekennzeichnet. Die ohnehin nur als „Paragemeinde“⁴ existierende Krankenhausgemeinde ist also eine höchst „flüssige“, sich stets verändernde und erneuernde Größe – vergleichbar mit dem Strom, der sich durch den Lauf des Wassers beständig erneuert. Ich kenne keine sich unter diesem Aspekt ähnlich darstellende Gemeindesituation.

Vielfalt

Die Klinikgemeinde ist auch ein Spiegel der multikulturellen Gesellschaft. Ich erlebe oft, dass am evangelischen Gottesdienst neben Angehörigen der eigenen Konfession auch die anderer christlicher Kirchen und Gemein-

³ Lt. Angaben des Internet-Portals „Medizinische Enzyklopädie“ (Projekt von mediXtra) – www.mediXtra.de.

⁴ Konfessionell gebundene Patienten und Patientinnen sind und bleiben auch während der Dauer eines Krankenhausaufenthaltes formal-kirchenjuristisch Angehörige ihrer Ortsgemeinde. „Freilich sind unsere Ortsgemeinden oft für die Patienten, denen wir begegnen, keine konkrete Größe und ist die Zugehörigkeit zur Ortsgemeinde für sie auch nicht erstrebenswert. Die Seelsorge in der Klinik kann allerdings, und vielleicht auch deshalb, eine Art Paragemeinde erzeugen, deren Mitglieder allen Patienten- und Berufsgruppen, die im Krankenhaus vertreten sind, angehören.“ Dietrich Stollberg, Seelsorge und Gottesdienst, in: M. Klessmann (Hg.), Handbuch der Krankenhausseelsorge, 3. Aufl. Göttingen 2008, S. 224.

schaften teilnehmen. Dazu kommen Menschen, die der Kirche innerlich reserviert gegenüber stehen, auch Fernerstehende und Nichtchristen. Das Kriterium der Vielfalt scheint mir wie ein irdischer Abglanz des verheißenen Gottesreiches zu sein, von dem es heißt, dass Menschen aus allen Lebensrichtungen, die es unter Gottes Himmel gibt, zusammenströmen, um am Festmahl des Herrn teilzunehmen (Lk 13,29). Dass dies aber gerade in der Einrichtung „Krankenhaus“ in weitaus höherem Anteil als in der Ortsgemeinde geschieht, scheint mir vor allem der im Folgenden beschriebenen Befindlichkeit von Menschen im Krankenhaus geschuldet.

Ausnahmezustand

Patienten und Patientinnen befinden sich im Krankenhaus in sehr unterschiedlichen Situationen – als Kurz- oder Langzeitkranke, in Erwartung eines „Routineeingriffs“ oder einer schweren Operation, während der Strahlenbehandlung oder Chemotherapie, als psychisch Erkrankte oder nach einer Entbindung, nach einer urplötzlich ins Leben einbrechenden gesundheitlichen Krise oder nach monatelanger Odyssee von Arzt zu Arzt ... „Grenzsituationen von Patienten sind Alltag im Krankenhaus.“⁵ Gewiss, nicht alle Kranken gleichermaßen, aber doch nicht wenige erleben die Krankheit als eine biografische Ausnahmesituation und häufig auch als existentielle Grundanfrage. Dazu braucht ein Mensch nicht erst lebensgefährlich zu erkranken. Die Erfahrung, dass der Körper nicht mehr störungsfrei funktioniert, dass er schmerzhaft Grenzen setzt, dass der Mensch nicht nur einen Leib hat sondern Leib ist, kann nicht zuletzt auch seine geistige Kraft binden und ihn auf ganz elementar-existentielle Fragestellungen zurückwerfen. In ihren vielfältigen Erscheinungsformen führt uns die Krankheit die Zerbrechlichkeit menschlichen Lebens vor Augen und ist Teil einer dem Tod vorausgehenden Todeserfahrung. Sie unterbricht den Alltag und bringt Menschen nicht selten dazu, bisher geltende Lebenswerte neu zu hinterfragen. Dass Krankheit gedeutet werden will, ist „menschheitliches Erbe“.⁶ Doch wie alles braucht auch dies seinen Raum und seine Zeit. Wenn eine Krankheit die Frage nach dem Sinn eröffnet, führt sie uns damit auch auf das ureigene Feld von Religion und Spiritualität. Es ist möglich, dass wir Seelsorger und Seelsorgerinnen dann in der Begleitung erleben, dass unter den auftauchenden Fragen kranker Menschen längst überwunden geglaubte frühe Wurzeln ihrer Identität wiederbelebt werden können

⁵ Karl-Friedrich Wiggermann, Krankenhaus-, Altenheim-, Militär- und Gefängnisgottesdienst, in: Handbuch der Liturgik, 3. Aufl., Göttingen 2003, S. 847.

⁶ Vgl. Karl-Fritz Daiber, Pastoralsoziologische Einführung, in: Gottesdienste mit Kranken, GDP Serie B, Gütersloh 1999, S. 12.

und ihre schon verschüttete Frömmigkeit neu aufblüht. Wenn dies geschieht, handelt es sich nach einem Modell aus der Psychoanalyse um eine mit der Krankheit und ihren Möglichkeiten einhergehende „benigne Regression“⁷ im Unterschied zu einer „malignen Regression“⁸. Eine solche Art des Rückgangs zum Reservoir der eigenen schöpferischen Kräfte brauchen offenbar gerade auch kranke Menschen, um die Anstrengungen ihrer Lebenssituation bestehen zu können. Dieses Grundbedürfnis ist in der seelsorgerlichen Begleitung, aber auch für die Gestaltung der Gottesdienste als Teil des seelsorgerlichen Gesamtkonzepts sinnvollerweise zu beachten und aufzunehmen.

Besonderer Charakter des Gottesdienstes

Es ist gutes protestantisches Erbe, den Gottesdienst vor allem als Gottes Dienst am Menschen zu verstehen, als ein Geschehen, in dem Gott für uns Heilsames tut.⁹ In theologischer Folgerichtigkeit kann dann darauf aber auch die Antwort des Menschen erwartet werden – der Dienst des Menschen an und für Gott – als ritualisierter Ausdruck seiner Lebensäußerungen im Resonanzraum des Schöpfers. Immer aber bleibt Gott selbst Grund und Ziel des christlichen Gottesdienstes.

Existentiell gewendet kann ich diese Wahrheit in vielen Äußerungen von Menschen im Krankenhaus hören, jedoch theologisch deutlich weniger geklärt und vollmundig. Wenn mir Patienten und ihre Angehörigen etwas sagen über ihre Beweggründe, zum Gottesdienst zu gehen, dann klingen die meist nur in Andeutungen und knappen „Nebensätzen“ eines Seelorgesgespräches an: „Ich wünsche es mir ganz dringend.“ Ich brauche es.“ „Es wird mal wieder Zeit!“ „Es ist schön, dass es hier so etwas gibt.“ „Da ist doch eine ganz andere Stärkung, ein ganz anderer Trost.“ „Der Herrgott hat mich bestimmt schon vermisst!“ „Wann, wenn nicht hier!“ „Es kann nicht schaden.“ „Dabeisein ist alles!“

⁷ Dietrich Stollberg, Seelsorge und Gottesdienst, a. a. O. S. 226; vgl. auch Anm. 8.

⁸ Michael Klessmann, Pastoralpsychologie, 2. Aufl., Gütersoh 2004, S. 319f. Er führt näher aus: „Die benigne Regression nennt Balint auch ‚Regression um der Progression willen‘“ d.h. sie gleicht einem zeitweiligen Rückzug in jenen frühen Entwicklungsbereich, einem Rückzug, aus dem man gestärkt hervorgeht ...“ Im Gegensatz dazu steht die „maligne Regression“, die Menschen in die Unmündigkeit führt, ihre Notlage ausnutzt und ihnen die Freiheit nimmt, eigenverantwortlich zu handeln.

⁹ „M. Luther hat ein Verständnis des Gottesdienstes als Gottes beneficium in Abgrenzung zum katholischen Gottesdienstverständnis als sacrificium entwickelt“, a. a. O., S. 278.

Aus dem Zusammenhang der Gespräche entnehme ich, dass die Grenzerfahrung „Krankheit“ der Sitz im Leben für das Bedürfnis der Menschen ist, zum Gottesdienst zu kommen. Denn gerade am Rande eigener Kräfte und Möglichkeiten erwächst oft ein neues Bewusstsein für das, was im Grenzbereich noch trägt, was aushalten und bestehen hilft, Sinn gibt und tröstet, kräftigt und gründet. Allerdings begegnet mir diese Bewusstseinerweiterung von Menschen im Krankenhaus weniger als Ausdruck einer festen Gewissheit, sondern eher in einer seelischen Suchbewegung in der Sehnsuchtsform. Ich empfinde dies als höchst sensible Weichenstellung für die eigene Zielbestimmung unserer Gottesdienstangebote im Krankenhaus.

Die Notlage und Bedürftigkeit von Menschen für ein missionarisches Konzept zu nutzen, das Mitgliedergewinnung als entscheidende Zielbestimmung vorgibt, nähme die eigenen theologischen Prämissen nicht ernst. Gottesdienste im Krankenhaus können darum einzig ihren Sinn darin haben, Menschen in den Begegnungsraum des lebendigen Gottes einzuladen. Im Wissen um die Unverfügbarkeit seines Wirkens und im Vertrauen auf die feste Verheißung seiner Gegenwart kann sich im gottesdienstlichen Geschehen Heilsames ereignen, das Menschen über Menschenmögliches hinaus beschenkt und ihnen hilft, die Herausforderungen der Krankheit anzunehmen und zu bestehen.

Diese theologischen Grundeinsichten verlangen nun aber m.E. geradezu danach, die anthropologische Perspektive auf das gottesdienstliche Geschehen zu eröffnen und der Frage nachzugehen, wie wir mit menschlichen Mitteln und Möglichkeiten im Krankenhaus verantwortlich Gottesdienst gestalten.

Raum

Der Raum predigt mit. So verschieden Andachtsräume und Kapellen in Krankenhäusern auch gestaltet sein mögen, sie werden ihrem Anspruch als Gottesdienstraum dann gerecht, wenn sie den eintretenden Menschen Dimensionen eröffnen, „in denen sich die Christuskraft manifestiert“¹⁰. Manfred Josuttis hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass ein protestantisches Denken, das die Existenz von heiligen Orten, Dingen und Zeichen sehr schnell infrage stellt (und sich dann verwundert gibt, wenn Gläubige in ihrem Verhalten damit rechnen), daran erinnert werden muss, „dass zur Inkarnation des Heiligen auch die Inhabitation gehört“¹¹. Zur

¹⁰ Manfred Josuttis, Segenskräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge, Gütersloh 2000, S. 128.

¹¹ A. a. O., S. 133.

Vergegenwärtigung göttlicher Heilsmacht in dieser Welt werden rituelle Zeiträume und symbolisch gestaltete Krafträume gebraucht. Der Gottesdienst im Krankenhaus verlangt nach Beheimatung an einem Ort, der zumindest für den Zeitraum der Feier mit Symbolen gestaltet werden kann, die die Heilsmacht Gottes repräsentieren.

So kann ein Kranker im Blick auf das Kreuz erfahren, dass Gott ihm gerade hier und jetzt im Leiden nahe ist. Der Altar kann zur Schnittstelle werden, an der sich Himmel und Erde begegnen, Menschliches und Göttliches zusammenfinden. Brennende Kerzen lassen das Licht der Hoffnung sinnenfällig leuchten und gestaltete Fenster können einladen, Vorfindliches durchscheinender werden zu lassen für atmosphärisch Anwesendes.¹² Die Liebe und Sorgfalt, mit der der Gottesdienstraum gestaltet ist, unterstreicht den Charakter des Gottesdienstes.

Spürbar wird aber auch werden, ob der Raum auch sonst im Rahmen der Seelsorge genutzt wird oder ob er nach der Sonntagsfeier leer steht bzw. ganz anderen Funktionen zur Verfügung stehen muss. Sollten Krankenhäuser jedoch über die ideale und darum auch angemessene Voraussetzung verfügen, eine schön gestaltete, auch in der Woche zugängliche und nutzbare Kapelle zu haben, dann wird dies auch in der sonntäglichen Gottesdienstfeier einen Niederschlag haben. In der hektischen und oft so beunruhigenden Betriebsamkeit der Krankenhäuser braucht es den einen Raum, der einzig dafür reserviert ist, Menschen einen Zugang zur eigenen Gotteserfahrung zu eröffnen, um im Schutz des Heiligen auch zu sich selbst zu finden. Diese Räume und Kapellen sind oft spürbar angereichert mit den Klagen, Ängsten und Schmerzen der Menschen, mit ihrer Hoffnung, ihrer Liebe, ihrer Freude. Der Psychoanalytiker Wilfried Bion hat in seinem „Containment-Modell“ ein neues Verständnis für diesen Zusammenhang eröffnet. Er meint, dass Menschen für Gefühle und Erlebnisse, die so stark und heftig sind, wie sie im Krankenhaus oft vorkommen, einen Behälter brauchen, sozusagen einen „seelischen Magen“, in den hinein sie diese Gefühle und Erlebnisse geben können in der Hoffnung, dass sie hier verdaut und in verträglicher Form wieder in das eigene Selbst integriert werden können, so dass sie schließlich zu Erfahrungen werden, die die Person bereichern. Unzumutbare, unaussprechliche Befindlichkeiten können so verwandelt werden in denkbare und benennbare Empfindungen und Erfahrungen.¹³ Zwar

¹² Vgl. auch a. a. O., S. 135.

¹³ Vgl. nähere Ausführungen bei Wolfgang Wiedemann, Keine Angst vor der Seelsorge, Göttingen 2009, S. 94ff.

hat Bion sein Modell in erster Linie für die helfende menschliche Beziehung entwickelt, doch scheinen mir seine Überlegungen auch weiterführend, um die Bedeutung seelsorgerlich genutzter Klinikkapellen angemessen zu erfassen. Als Orte für die Repräsentanz des Heiligen sind auch sie oft genau im beschriebenen Sinne „Container“. Denn hier am geschützten Platz können Menschen durch Einkehr, Stille und Gebet die haltende, bergende, eine erste Distanz ermöglichende und verändernde Kraft jener Beziehung erfahren, für die der ganze Raum einsteht. All das wird aber schließlich auch am Sonntag spürbar werden, wenn sich der so bereitete Heilsraum für den Gottesdienst öffnet.

Bedeutung

Wer Gottesdienste im Krankenhaus gestaltet, wird immer wieder neu herausgefordert sein, auch die heilende Dimension des christlichen Glaubens zu entdecken und zu bedenken. Das Anliegen, das schon Paul Tillich scharf formuliert hat – „eine Religion ohne rettende und heilende Kräfte ist irrelevant“¹⁴ – gewinnt im Krankenhaus existentielle Bedeutung. Menschen sehnen sich nach Besserung, Linderung, Heilung. Darum wird es in theologischer Verantwortlichkeit auch darum gehen müssen, sehr sorgfältig den Heilsbegriff der Bibel zu erschließen und ihn – wenn nötig – von einem Gesundheitsverständnis zu unterscheiden, das allein auf die Beseitigung von Krankheitssymptomen zielt.¹⁵

Wenn Gott heilt, erhalten Menschen, die ihre Gebrochenheit erfahren und darunter leiden, Kraft zum Leben. Vor allem jedoch werden durch die Heilkraft des Glaubens Beziehungen geheilt – die Beziehung des Menschen zu Gott, zum Nächsten, zur Welt, zu sich selbst.¹⁶ Was das bedeuten kann, habe ich begriffen, als mir ein Mann im Gespräch nach dem Gottesdienst

¹⁴ Paul Tillich, Der Einfluss der Psychotherapie auf die Theologie, in: Gesammelte Werke Band VIII, hg. v. Renate Albrecht, Stuttgart 1970, S. 333, zitiert nach Beate Jakob, Heilung – eine wesentliche Dimension des christlichen Glaubens, in: Von der heilenden Kraft des Glaubens. Ein Arbeitsheft für Gemeinden und Gruppen, hg. v. EMW, Hamburg 2005, S. 10.

¹⁵ Die Definition der WHO von 1946 sagt: „Gesundheit ist ein Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur des Freiseins von Krankheit und Gebrechen“, zit. nach Daiber, a. a. O., S. 10. Danach gibt es zwischen Krankheit und Gesundheit ein weites Übergangsfeld. „Dies wird gelegentlich so ausgedrückt, dass gesagt wird: Es geht mir nicht gut. Dies meint nicht: Ich bin krank. Es meint auch nicht: Ich bin nicht gesund. Es meint eben die Abwesenheit eines ‚vollständigen Wohlbefindens‘. Ganz allgemein gilt, Gesundheit und Krankheit gehen faktisch ineinander über“, ebd.

¹⁶ Vgl. B. Jakob, a. a. O., S. 7.

sagt: „Wissen Sie, ich habe Krebs, aber meine Seele ist heil. Ich bin ein heiler Mensch. Ich bin versöhnt.“

Gewiss, als leib-seelische Einheit kann es geschehen, dass ein Mensch durch die heilende Dimension des Glaubens auch körperliche Besserung oder gar Gesundung erfährt. Doch eigens darauf ausgerichtete Zweckbestimmungen des Glaubens werden ihn nur konterkarieren. Von daher stehe ich sogenannten „Heilungsgottesdiensten“, die die Erwartung wecken, dass in ihrem Verlauf ganz sicher Heilung von körperlichen Gebrechen und Krankheiten geschieht, ausgesprochen skeptisch gegenüber. Eine therapeutische Dimension des Gottesdienstes aber sehe ich durchaus.

Hans Joachim Thilo hat ein sprechendes Bild für das Wesen dieser Gottesdienste gefunden: Solch ein Gottesdienst ist wie ein Rasthaus, in das wir müde einkehren. Hier werden wir gestärkt und erfrischt, um schließlich die nächsten Schritte auf der staubigen Straße weiter gehen zu können.¹⁷ So versteht es sich von selbst, dass Gottesdienste im Krankenhaus auch nicht zu speziellen Zielgruppengottesdiensten mutieren dürfen, die die Isolation der Zielgruppe geradezu symbolisch verstärken.¹⁸ Es geht nicht darum, kranken Menschen etwas vorzuenthalten; es geht darum, ihnen das Evangelium zu öffnen in seiner ganzen Weite und Kraft.

Ich selber habe mich oft gefragt, worin ich den Unterschied meiner Predigten im Gemeindepfarramt zu denen in der Krankenhauseelsorge sehe, und kann keine scharfe Grenze markieren. Gewiss gebe ich in den Klinikpredigten Bezügen zur „Normalität“ des Alltags eine andere Ausrichtung, ich vertiefe mich auch nicht mehr so sehr in Zusammenhänge aus der Arbeitswelt und predige kaum noch „klassisch“ politisch. Die existentiellen Fragestellungen sind für mich im Krankenhaus größer geworden. Doch bis auf wenige inhaltliche Akzentverschiebungen bin ich mir treu darin geblieben, seelsorgerlich predigen zu wollen. Das heißt für mich vor allem, aus der Einbahnstraße der Kanzelrede in eine offene Kommunikation zu führen zwischen dem Bibeltext und denen, die hören. Denn das therapeutische Potential des Gottesdienstes kommt m.E. nach am ehesten zur Entfaltung, wenn der Geist der frohen Botschaft sich mit der Lebenssituation der Menschen im Gottesdienst verknüpft. Dazu können wir Prediger und Predigerinnen beitragen, indem wir unser Verstehen des Bibeltextes so vermitteln,

¹⁷ Vgl. Hans Joachim Thilo, *Die therapeutische Funktion des Gottesdienstes*, 1985, S. 42, siehe auch M. Klessmann, *Pastoralpsychologie*, S. 320.

¹⁸ Krankheit kann ohnedies soziale Kontakte sehr schnell reduzieren. vgl dazu K-F. Daiber, a. a. O., 14

dass die Hörenden Zeit und Raum haben, das Gehörte auf ihre konkrete Lebenssituation und Lebenserfahrung zu beziehen und darin auch zum Mitdenken, Mitfühlen, Mitgehen angeregt werden. Auf diese Weise kann im Duktus der frohen Botschaft Tröstung und Stärkung geschehen; es können sich heilsame Perspektivwechsel ereignen, die Menschen freier machen.

Form und Ablauf

Auf Form und Ablauf der Gottesdienste im Krankenhaus hat die Verfasstheit der Gemeinde entscheidenden Einfluss. Die durch die Krankheit gebundenen Kräfte der Teilnehmenden verlangen nach einem klaren, in den Lesungen und der Länge der Predigt reduzierten Ablauf. Der Gottesdienst sollte nicht länger als eine Stunde dauern, eher weniger.

Die mangelnde Vertrautheit vieler Menschen mit dem gottesdienstlichen Geschehen und seinen Ritualen gibt den Liturgen einerseits Gestaltungsfreiheit, fordert sie andererseits aber auch auf, eine elementare liturgische Sprache zu finden, die darum bemüht ist, theologische Einsichten und Glaubenswahrheiten sehr verständlich in die Lebenswirklichkeit der Menschen hineinzusprechen. Unter dieser Voraussetzung wird es allerdings zur Bereicherung des Gottesdienstes beitragen, wenn auch Gebete und Traditionsstücke in geprägter Sprache aufgenommen werden. Denn Gottesdienst ist mehr als ein Ausdruck aktueller Frömmigkeit, er verbindet uns immer auch mit Christen und Christinnen aller Orte und Zeiten. Dieses Empfinden kann gerade für kranke Menschen sehr tröstlich und beheimatend sein.

Zudem wird es hilfreich sein, den existentiellen Ausdrucksformen unserer Liturgie – vielleicht in unterschiedlicher Gewichtung, aber doch – ausreichend Zeit und Raum zu geben. Dazu zählen: Klage, Schuld, Lob, Dank, Vergewisserung, Hoffnung, Entlastung, Segen. Meditative Elemente, Stillezeiten und kleinere Rituale (bspw. Kerzenentzündungen zur Fürbitte, Salbungshandlungen ...) können hier sehr unterstützend wirken.¹⁹ Entscheidend aber wird sein, dass im Gottesdienst auch die „Seelensprache“ der Bibel gesprochen und gebetet wird, wie wir sie bspw. in Jesu Gleichnissen, den Bildworten der Propheten und den Psalmen finden. Diese Worte leihen uns Sprache in sprachloser Zeit.

¹⁹ Wenn der Gottesdienst zeitgleich über eine Standkamera oder nur per Ton in die Patientenzimmer übertragen wird, ist vom Einsatz von Ritualen, die in der Stille vollzogen werden, abzuraten.

Ohne Kirchenmusik aber bleibt alles gesprochene Wort verwaist. Darum ist gerade auch der Gottesdienst im Krankenhaus ein lied- und musikreicher Gottesdienst. Eine gute Ergänzung von altem und neuem Liedgut ist empfehlenswert. Bedenken im Vorfeld wie „Das singt die Gemeinde nicht!“ gibt es im Krankenhaus nicht. Alles ist auf Erprobung angelegt. Dass der Gemeindegesang durch Krankheit geschwächt sein kann, sollte jedenfalls nicht dazu führen, der Musik nicht mehr zu trauen. Auch ein zittrig gesungenes Glaubenslied kann Ausdruck eines hohen Kraft- und Widerstandspotentials sein und mehr Energie schenken als nehmen.

Schließlich wird in der Feier des Heiligen Abendmahls, das im Krankenhaus besser mit Einzelkelchen und Traubensaft gereicht wird, das Heilsgeschenk des Einladenden leibhaftig, nährend und lebenspendend erfahren („Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf ihn traut!“, Ps 34,9). Auf seine Gestaltung sollte darum mit besonderer Liebe und Sorgfalt geachtet werden.²⁰

Hilfreiche Einbindung des Gottesdienstes in ein Gesamtkonzept von Seelsorge im Krankenhaus

Zwischen Gottesdienst und Seelsorge im Krankenhaus besteht eine organische Wechselbeziehung; beide beleben, ergänzen und bereichern sich. Wer in der Seelsorge tätig ist, repräsentiert bei allen Kontakten im Krankenhaus immer auch die gottesdienstliche Gemeinschaft und den Gott, den diese verehrt. Sehr deutlich wird dies gerade darin, dass Seelsorger und Seelsorgerinnen bei denen, die sie besuchen, immer auch als die „von der Kirche“ wahrgenommen und entsprechend zugeordnet werden. Die Spannung zwischen persönlicher Begegnung und „amtlichem“ Kontakt ist nicht einfach aufzulösen. Alles, was in der Seelsorge ritualisiert ist (wie Handauflegung, Gebets- und Segenshandlungen, Krankensalbung, Abendmahlsfeier am Krankenbett ...), bringt den kollektiven und „amtlichen“, also überindi-

²⁰ Im CBF folgen wir in der Regel diesem Gottesdienstablauf: Orgelvorspiel – Eingangsvotum – Begrüßung – Lied – Psalmgebet – Gloria Patri – Kyrie – Kollektengebet – biblische Lesung – Credo – Lied – Predigt – Predigtlied – Abkündigungen – Lied – Fürbitte mit Gebetsstille und der Möglichkeit, Kerzen zu entzünden – Vaterunser – Segen – Orgelnachspiel. Danach laden wir gleich im Anschluss zur Abendmahlsfeier. Wir haben das Abendmahl nicht in unseren Gottesdienst integriert, weil wir die Erfahrung gemacht haben, dass sonst zu viele Nicht-Evangelische ausgeschlossen wären, die nicht teilnehmen wollen oder können. Dies sehen wir als theologischen Kompromiss, der der besonderen Gemeindesituation im Krankenhaus geschuldet ist.

viduellen Aspekt der Begegnung zum Ausdruck. Doch auch das, was sich in der Seelsorgebegegnung von Mensch zu Mensch ereignet, kann letztlich nur heilsam werden, weil das Gespräch offen gehalten wird für die Gegenwart eines Dritten, des hilfreichen Gottes. So muss Seelsorge immer auch als ganzheitlicher Heilungsdienst begriffen werden. Wir gewinnen unser seelsorgerliches Profil durch ein gelebtes und bewährtes evangelisches Konzept von „spiritual care“ im Gesamtspektrum von Sonntagsgottesdienst und Alltagsbegegnung. Unser Auftrag im Krankenhaus ist nicht freundliche Mitmenschlichkeit allein, sondern die Aufgabe, unsere helfenden Begegnungen und mitmenschlichen Begleitungen immer wieder auch gläubig zu transzendieren.²¹

²¹ Vgl. zum Abschnitt auch: D. Stollberg, a. a. O., S. 226-228.

Manfred Alberti

Bestattungskultur im Wandel Erfahrungen eines evangelischen Pfarrers¹

Manfred Alberti ist Pfarrer in der Evangelischen Kirchengemeinde Wuppertal-Sonnborn.

0. Vorstellung

Zu einer Gedankenreise durch die sich wandelnde Welt der christlichen Bestattungskultur möchte ich Sie gern einladen und mitnehmen. Diese Welt sehr vielgestaltig. Meine Erfahrungen beziehen sich naturgemäß vor allem auf einen kleinen Ausschnitt: Ich bin seit 33 Jahren Pfarrer in Wuppertal, in der Gemeinde Sonnborn mit zwei Friedhöfen, und bin ebenso lange auch im Synodalen Friedhofsausschuss Elberfeld bzw. Wuppertal, den ich seit etwa 20 Jahre leite. In diesem Ausschuss treffen sich vier- bis fünfmal im Jahr die Verantwortlichen der evangelischen Gemeinden für Friedhofsfragen, Friedhofsleiter, Verwaltungsmitarbeiter und Friedhofskirchmeister, zur Diskussion der Probleme und Entwicklungen der Friedhöfe.

Wuppertal ist abgesehen von Berlin die Stadt in Deutschland mit den meisten Friedhöfen: 52 konfessionelle Friedhöfe, reformierte, lutherische, evangelische, katholische, freikirchliche und jüdische Friedhöfe bilden zusammen mit einem einzigen kommunalen Friedhof ein engmaschiges Netz von Friedhöfen über die ganze Stadt. Es ist ein wichtiger Teil der Lebensqualität älterer Menschen in Wuppertal, dass sie mit einem Spaziergang ihren Friedhof aufsuchen können: 53 grüne Oasen in der Stadt.

Damit diese Friedhofskultur langfristig gesichert werden kann, muss man in Jahrzehnten, eigentlich in Jahrhunderten denken. Deshalb beschäftige ich mich seit langem mit dem Wandel der Friedhofskultur, immer in der Hoffnung, einige Tendenzen für die Zukunft erkennen zu können.

1. Wandel der Lebensverhältnisse

Da ich heute nicht auf alle Facetten der Friedhofs- und Bestattungskultur in Vergangenheit und Gegenwart eingehen kann, beschränke ich mich auf

¹ Vortrag, gehalten bei der Tagung „Bestattungskultur im Christentum und Buddhismus heute“ in der Evangelischen Akademie im Rheinland, Bonn - Bad Godesberg, 26.-29.8.2010.

einige mir wichtige Aspekte. Vier Punkte im Wandel der allgemeinen Lebensverhältnisse scheinen mir entscheidend zu sein für die Entwicklungen im Friedhofswesen:

- die Privatisierung der Lebensverhältnisse
- die zunehmende Mobilität
- die wachsende Geldknappheit
- sich verändernde religiöse Bindungen

1.1 Privatisierung der Lebensverhältnisse

Ein Teil meiner Gemeinde besteht aus einer Siedlung, die in diesen Tagen ihr siebzigjähriges Bestehen feiert. In Nachbarschaftshilfe wurden vor allem nach dem Krieg die meisten Häuser, die Kanalisation und ein großer Spielplatz gemeinsam gebaut. Damals waren alle gleich arm, um diesen Siedlungsplatz zu bekommen, und sie hatten alle relativ viele Kinder. Jeder kannte jeden mit seinen Problemen und mit seinen Erfolgen. Man lebte zusammen, feierte zusammen und unterhielt sich täglich über den Gartenzaun.

Vergleiche ich das, was ich aus Erzählungen von damals gehört habe, mit der heutigen Situation, dann sehe ich einige gravierende Veränderungen:

- Mit dem Auto hat man seine Lebenswelt erweitert. Die Nachbarschaft hat keinerlei Bedeutung mehr. Nachbarn sind eher Gegner. Statt niedriger Zäune gibt es oft große Hecken. Man lebt isoliert für sich allein.
- Nachbarschaftshilfe ist nicht mehr nötig. Man will möglichst unabhängig von der Nachbarschaft leben.
- Das Fernsehen erübrigt Unterhaltungs-, Informations- und Kontaktbedürfnis mit Nachbarn und Verwandten; auch am öffentlichen Leben – wie Gemeindegruppen oder der VHS – wird kaum noch teilgenommen.
- Heute schafft man sich Ansehen durch die Zurschaustellung eigener Prestigeobjekte wie Auto und Hausausbau. Stärke wird demonstriert, Schwächen werden möglichst verborgen gehalten.
- Tod und Trauer werden, wie überhaupt Religion und Glaube, als Phänomene der Schwäche erlebt. Deshalb finden sie nicht öffentlich, sondern in der Verborgenheit des Privaten statt.

1.2 Mobilität

- Die Mobilität durch das eigene Auto entgrenzt den alltäglichen Lebensraum. Man ist nicht mehr auf die Nachbarn angewiesen.

- Die Arbeitswelt zerstreut durch ihre Spezialisierungs- und Qualifizierungsanforderungen die Generationen normalerweise deutschlandweit, vielfach in alle Welt. Man findet nach dem Studium nur selten eine Arbeit in der eigenen Heimat.
- Heimatverbundenheit als stabiler Grundstock des Selbstbewusstseins verliert an Bedeutung. Heimatbewusstsein wird eher negativ angesehen. Bis auf die Herkunft aus wenigen Metropolen haftet ihm der Geruch des Provinziellen an. „Ich komme aus Düsseldorf“ klingt besser als: „Ich komme aus Wuppertal.“

1.3 Geldknappheit

Sterbegelder und Zuwendungen der Kassen bei Sterbefällen gibt es nicht mehr. Die Geldknappheit nimmt bei großen Teilen der Bevölkerung gravierend zu. Angesichts fester, vermeintlich notwendiger großer Ausgaben für die Imagräger Haus, Auto und Urlaub, die oft durch Schuldenmachen finanziert werden, sind Reserven für Bestattungen heute vielfach nicht mehr vorhanden. Das vorhandene Geld wird je nach gefühlter Wichtigkeit verteilt. Die Bestattung genießt da bei vielen keinen Sonderstatus mehr.

1.4 Veränderte religiöse Bindung

- Noch ist die Zugehörigkeit zu Kirche und Glaube erstaunlich stabil. Ausgetretene reklamieren vielfach, dass sie ihren Glauben behalten hätten. Als Atheist outet sich kaum einer öffentlich.
- Das Bewusstsein für den Glauben basiert allerdings weitgehend auf einem sehr schmalen Terrain. Wissen um die fundamentalen Grundlagen des christlichen Glaubens ist kaum noch vorhanden.
- Das frühere stabile Bewusstsein einer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession: „Ich bin ein Reformierter!“ ist heute sehr selten geworden. Selbst die Unterschiede zwischen Evangelisch und Katholisch verschwimmen für viele Gläubige im Nebel oder reduzieren sich auf: „Die Katholiken haben den Papst.“
- Glaube setzt sich wie ein Flickenteppich aus sehr verschiedenen Elementen unterschiedlicher Religionen und Kulturen zusammen. Der Glaubende selbst sieht sich als Herr über seinen Glauben, den er sich eigenverantwortlich zusammenkomponiert. Die reformatorische Betonung der Eigenverantwortlichkeit in der Glaubensgestaltung in Bindung an die Heilige Schrift hat sich verselbstständigt zu einer Eigenverantwortlichkeit, die sich über Bibel und Bekenntnis, die Grundlagen christlichen Glaubens, erhebt.

- Wenn ich allerdings mich selbst als die Autorität meines Glaubens sehe, dann fällt die Autorität eines Gegenübers weg. Gerade im Umgang mit Sterben, Tod, Ewigem Leben und Jenseits erweist sich dieser Mangel als fatal: Ein Glaube, der seine Grundlagen in mir selbst hat, kann mir nicht helfen, wenn ich selbst auf dem Spiel stehe. Trösten kann mich nur ein Gott, der mir von außerhalb meiner selbst begegnet.

2. Wandel der Bestattungskultur

2.1 Rückblick: Traditionelle dörfliche Bestattungskultur

Um die entscheidenden Punkte des Wandels der Bestattungskultur deutlich machen zu können, möchte ich Sie einen Moment lang in die bis vor fünfzig Jahren lebendige traditionelle Bestattungskultur vor allem im dörflichen Milieu entführen. Trotz vieler Variationen ist das Muster weitgehend gleich.

Ein Bauer stirbt. Seine Familie versammelt sich um sein Sterbebett. Nachbarn kommen und nehmen Abschied. Der Pfarrer wird geholt, um eine letzte Andacht zu halten und ihm noch einmal das Abendmahl zu geben. Der Tote wird von der Familie gewaschen, mit seinem besten Anzug eingekleidet und dann in seinem Bett aufgebahrt. Der Nachbarsbauer auf der einen Seite bringt im ganzen Dorf die Nachricht herum, dass der Bauer X gestorben sei. Seine Frau übernimmt für die nächsten Tage die Verpflegung der Trauerfamilie. Der Nachbarsbauer auf der anderen Seite kümmert sich in den nächsten Tagen um die Stall- und Feldarbeit des verstorbenen Bauern. Der Dorfschreiner fertigt einen Sarg und der Totengräber gräbt das Grab in der Familiengruft. Die Trauerfamilie empfängt in dichter Reihe die Kondolenzbesuche, zu denen sich fast die ganze Dorfgemeinschaft angesagt hat.

Der Tag der Bestattung beginnt mit der Aussegnungsfeier im Haus durch den Pfarrer, dann ziehen Familie, Verwandte und Nachbarn unter Teilnahme des ganzen Dorfes zur Kirche zum Bestattungsgottesdienst. Ein langer Zug schwarz gekleideter Menschen bewegt sich danach durch das Dorf zum Friedhof. Alle Dorfbewohner gehen mit oder schauen zumindest zu. Nachbarn, Freunde und Verwandte tragen den Sarg auf dem Friedhof und lassen ihn zu Grabe. Nach den Entlass- und Segensworten des Pfarrers sprechen der Ortsbauer und die Vorsitzenden aller Vereine, in denen der Bauer Mitglied war. Dann steht die Familie am Grab und nimmt die schier endlose Reihe der Kondolenzen entgegen. Anschließend gibt es im Wirtshaus die Raue, das Zusammensein nach der Trauerfeier. Gelöst durch immer mehr verkonsumierten Alkohol entwickelt sich aus dem traurigen An-

lass noch eine fröhliche Feier. Diese Fröhlichkeit ist keine bedauerliche Ausnahme, sondern der normale programmierte Ablauf mit dem Signal für alle Trauernden: Die allertiefste Trauerphase ist zu Ende, das normale Leben muss weitergehen. Allerdings genießen die Trauernden noch einen Schutzraum: Ihre schwarze Kleidung zeigt die Verletztheit durch den Tod. Die Witwe trägt noch Jahre lang schwarz, Kinder und Geschwister kürzere Zeiten. So werden die Trauernden geschützt und haben Zeit, ins normale Leben zurückzufinden oder sich ein neues aufzubauen.

Konzentrieren wir uns auf einige Aspekte dieses durchaus üblichen und normalen Geschehens rund um Sterben und Tod:

- Sterben und Tod sind eine öffentliche Angelegenheit. Die ganze Gemeinschaft nimmt Anteil. Frühere Distanzen und Feindschaften verlieren oft für die Trauerzeit ihre Bedeutung.
- Viele Nachbarn und Verwandten sind durch traditionelle Verpflichtungen mit in die Prozesse des Abschiednehmens und der Bestattung eingebunden.
- Die Familie ist von den normalen täglichen Verpflichtungen befreit, um sich ganz dem Trauerprozess hingeben zu können.
- Das Tragen schwarzer Kleidung schafft einen Schutzraum, der von allen zu respektieren ist.
- Die Öffentlichkeit der Trauer gibt dem Verstorbenen und seiner Familie Gewicht und Ansehen in der dörflichen Gemeinschaft.

Aber der von heute aus gesehen vielleicht wichtigste Aspekt der früheren Trauerkultur ist meines Erachtens folgender: Bei einem Todesfall war früher alles festgelegt. Sicher wird das im städtischen Milieu etwas anders ausgesehen haben, aber im dörflichen Milieu war, bei mancherlei Variationen, ganz klar: Jeder Nachbar hatte seine Aufgabe. Die Familie selbst musste wenig tun und organisieren. Von vornherein war geregelt, wer was tun musste – und man konnte sich darauf verlassen. Das aber bedeutete: In der Phase der schmerzhaften Umorientierung brauchte man keinerlei Entscheidungen zu treffen. Alles ging verlässlich seinen vorgezeichneten Gang.

Dieser Blick in die Vergangenheit macht sehr deutlich, was sich heute geändert hat. Doch bevor wir uns der heutigen Bestattungskultur zuwenden, möchte ich noch auf einen Aspekt hinweisen, der eher die städtische Bestattungskultur betrifft.

2.2 Ein Aspekt städtischer Bestattungskultur im Rückblick

Bestattung hat viel mit dem Status von Menschen zu tun. In den Formen und Vollzügen der Bestattungskultur vergewisserten sich Menschen, wer sie sind, welche Bedeutung sie haben und wer ihre Familie ist. Das Ansehen spiegelte sich in Zahl und Rang der Trauergäste, die Trauerpredigt musste ein möglichst gutes Bild des Verstorbenen und seiner Familie zeichnen. De mortuis nihil nisi bene: Über Verstorbene wird nur gut gesprochen. Dass sich die Trauergäste hinzugedacht haben, was ihnen darüber hinaus jeweils bekannt war, diente der Wahrheit und der seelischen Hygiene.

In städtischer Kultur fand diese Suche nach Status und Selbstbewusstsein noch einen anderen Ausdruck: das Protzen mit Grabmalen. Die große Familiengrabstätte an prominenter, teurer Stelle des Friedhofs war für alle Besucher ein sichtbares Zeichen für den sozialen Rang der Familie. Man sonnte sich im Glanz des dargestellten Reichtums und wähnte sich dem Ansehen und den Verdiensten der hier bestatteten Vorfahren ganz nah. Man war ein Teil von ihnen und so bedeutend wie sie. Deshalb ließ man es bei der prunkvollen Grabgestaltung an nichts fehlen, ein Abglanz traf einen selbst schon im Leben. „Millionenallee“ wird ein Weg auf dem Friedhof in Wuppertal-Unterbarmen genannt, auf dem sich reiche Wuppertaler Fabrikantenfamilien riesige Denkmäler gebaut haben, mit überlebensgroßen Statuen, mit einem monumentalen Abbild der Sphinx, mit begehbaren Grabkammern, Mausoleen oder mit mehrere Meter hohen Grabsteinen aus kostbarsten Materialien – Imagepflege an einem prominenten öffentlichen Ort, den alle Stadtbürger mehr oder minder oft besuchten; Imagepflege, die durch ihre Öffentlichkeit auf dem Friedhof wirksamer war als eine aufwändige Gestaltung des eigenen in einem Park liegenden Wohnhauses.

Weit entfernt von dieser ausgeprägten Selbstdarstellung, aber dennoch nicht unerheblich war die Bedeutung einer Familiengrabstätte für das Selbstbewusstsein von Menschen. Hier ist ein Ort, wo die Großeltern liegen und wo die Eltern irgendwann bestattet werden. Die Großeltern und Eltern wenden viel Mühe auf für die Gräberpflege, damit man sich ihres Anblickes nicht schämen muss. Auch wenn das nur wenig ins öffentliche Bewusstsein tritt: Für viele Menschen war – und ist z.T. noch – eine Familiengrabstätte Teil ihrer Identität, Teil ihrer Heimat: An diesem Ort sind die, die ich nicht mehr leibhaftig erleben kann. Da ist der Ort ihres Gedächtnisses. Da bin ich ihnen und ihrem kleinen Stück vom Himmel geheimnisvoll nah. Da gehöre ich hinzu, da gehöre ich hin – ein wichtiger Teil meiner familialen und persönlichen Identität.

2.3 Bestattungskultur heute: vier grundsätzliche Veränderungen

Wenn ich auf Wuppertal schaue: Das war einmal. Das Familiengrab dient kaum noch der Familienidentität und dem Familienzusammenhalt. Immer mehr Menschen geben ihre Familiengrabstätte zurück, große Grabstätten werden verkleinert und selbst die Grabstätten bedeutender Fabrikanten verfallen zusehends. Immer größere Flächen müssen als Rasenfläche zusätzlich vom Friedhof gepflegt werden.

Was hat sich verändert? Ich beschreibe vier in meinen Augen gravierende grundsätzliche Veränderungen der Bestattungskultur.

2.3.1 Von der öffentlichen Angelegenheit zur Privatsache

Wurde früher und teilweise auch noch heute im dörflichen Milieu besonders deutlich, wie sehr eine Bestattung eine Angelegenheit des ganzen Dorfes und nicht nur einer Familie ist, so sind in den letzten dreißig Jahren in der städtischen Kultur, wie ich sie in Wuppertal erlebe, fast sämtliche öffentlichen Akzente aus der Bestattungskultur gewichen. Die Bestattung wurde zur alleinigen Angelegenheit der Familie. Und die braucht und holt sich dazu Hilfen vom Profi: dem Bestatter – inzwischen ein anerkannter Lehrberuf. (Die Hochschulausbildung wird sicher nicht lange auf sich warten lassen.)

An einigen Anzeichen kann man deutlich erkennen, wie die Bestattung ganz in den privaten Bereich gerückt ist:

Anders als vor dreißig Jahren gibt es heute so gut wie keine Reden mehr von Vertretern des Betriebes. Selbst bei Menschen, die aus dem aktiven Arbeitsleben gerissen wurden, tauchen höchstens noch ein paar Kollegen bei der Bestattung auf. Kein Chef hält mehr eine Rede am Grab, wie es früher selbst bei Ruheständlern gang und gäbe war. Und betriebliche Traueranzeigen findet man immer seltener.

Dass der Schwiegersohn des Verstorbenen auf eine Beerdigung morgens früh um 9.00 Uhr drängt, weil er möglichst früh wieder an seinem Arbeitsplatz erscheinen soll, macht deutlich, wie wenig Respekt in der Arbeitswelt der Trauer der Angehörigen gezollt wird. War es früher eine Selbstverständlichkeit, dass man auch bei Bestattungen von Onkeln und Tanten und Großeltern von der Arbeit freigestellt werden konnte, so sind solche Beurteilungen heute nur noch für allerengste Angehörige wie Eltern oder Kinder möglich. Andere bitten häufig vergeblich um einen Urlaubstag, um an einer Bestattung teilnehmen zu können.

Sehen Sie in der Großstadt einen ganz schwarz gekleideten Menschen, dann können Sie, wenn es nicht ein Mitglied einer Jugendszene ist, davon ausgehen: Er ist auf dem Hin- oder Rückweg von oder zu einer Beerdigung. Außerhalb dieser Wege trägt niemand mehr Schwarz. Selbst schwarze Krawatten findet man im Arbeitsleben nur an den Beerdigungstagen. Selbst engste Angehörige machen nicht mehr durch ihre schwarze Kleidung andere darauf aufmerksam, dass sie durch den Tod eines nahen Angehörigen betroffen und deshalb besonders verletztlich sind: Die Arbeitswelt will nicht gestört werden durch solche Privatereignisse. Gefühle wie Trauer oder Schmerz stören und haben in der Arbeitswelt nichts zu suchen. Die harten Regeln des Arbeitslebens verlangen, dass Trauer ein privates Gefühl bleibt und nicht störend sichtbar wird.

Trauernde machen sich heute nicht mehr erkennbar. Nicht nur Menschen im Arbeitsleben verzichten auf das Signal der Trauerkleidung, auch nicht mehr berufstätige Witwen oder Witwer kleiden sich häufig schon am Tag nach der Beerdigung nicht mehr in Schwarz. So kann auf ihre Trauer auch von gutwilligen Menschen keine Rücksicht genommen werden. Mir sagte einmal eine Frau: „Ich habe das Gefühl, die anderen stört mein Schwarz. Sie möchten nicht an Tod und Sterben erinnert werden. So lass ich's lieber.“

Der Tod ist Störenfried in einer Gesellschaft, die auf die Optimierung aller Betriebsabläufe größten Wert legt. Deshalb wird der Tod in seiner Natürlichkeit nicht akzeptiert, sondern verdrängt. Eine öffentliche Bedeutung wird ihm nicht zugestanden. Er ist nur noch Privatsache; der einzelne soll damit allein zurechtkommen.

So muss die Gesellschaft ihm auch keine finanziellen Hilfen mehr zukommen lassen, die ihm einen der öffentlichen Darstellung fähigen Umgang mit dem Tod erlauben würde. Wenn niemand in der Verwandtschaft Geld für eine „anständige“ Beerdigung hat: die Anspruchsrechte auf eine würdige oder, wie es früher im Gesetz hieß, „ehrenhafte“ Bestattung sind immer weiter heruntergeschraubt worden. Wenn gar das Ordnungsamt eine Bestattung anordnen muss, weil niemand da ist oder sich niemand zur Übernahme der Kosten bereit erklärt hat, dann wird der Verstorbene, selbst wenn er Millionär war, ohne eine Trauerfeier ohne Totenhemd nackt im Sarg verbrannt und seine Urne anonym beigesetzt. Verwaltungsgerichte haben der Stadt Wuppertal ein solches Vorgehen zwingend vorgeschrieben. Selbst eine vorhandene Grabstätte darf nicht benutzt werden. Die Stadt hat kein Recht, sich später ihre Kosten aus dem Erbe wiederzuholen.

Der Tod ist Privatsache: Die Gesellschaft, wir alle, haben keinerlei Verpflichtung, dass ein Mensch menschenwürdig bestattet wird. Dafür muss er heute selbst sorgen.

Die Städte haben sich in ihrer Finanznot die neue Vielfalt heutiger Bestattungskultur zu Nutze gemacht: Wo die Regeln einer Normalbestattung weggefallen sind, entscheiden sich die Kommunen für die einfachste und preiswerteste Variante.

Das gilt allerdings auch für alle Angehörigen: Wo die allgemein akzeptierten quasi öffentlich gültigen Regeln weggefallen sind, haben Menschen die Freiheit, autonom zu entscheiden. Eine breite Vielfalt unterschiedlichster Angebote steht zur Verfügung.

2.3.2 Bestattung als freier Markt für Bestatter, Friedhöfe, Prediger

Wenn ein Mensch oder seine Angehörigen genügend Geld haben, tut sich ihnen ein Bestattungsparadies auf. Der freie Markt der Anbieter ist ein Eldorado für neue Geschäftsideen. Rund um den Tod expandieren eine Vielzahl von Gewerbebranchen mit immer neuen kreativen und manchmal auch lukrativen Einfällen. Farbige Säрге, auch zum Selbstzimmern und Selbstbemalen, aufwändige Sargdekorationen in der Kapelle, teure Anzeigen mit Hintergrundbildern, repräsentative Urnen, Steinmetze, die jedes Hobby in Stein weißeln können, z.B. einen Hahn auf das Grabmal des Vorsitzenden des Geflügelzüchterverbands. Den Einfällen sind kaum Grenzen zu setzen auf dem Markt der Bestattungskultur. Manche Trauerfeier gerät unter der Hand zum Event für den Status der Hinterbliebenen. Freie Redner können dabei viel besser als die Pfarrerin, die einen Gottesdienst gestaltet, den Selbstdarstellungswünschen der Angehörigen nachkommen. Und wenn es eine international agierende Firma für Baumbestattungen schafft, ihren geschützten Markennamen in dem nordrhein-westfälischen Bestattungsgesetz unterzubringen, dann wird offenbar, wer die momentanen Gewinner auf dem neuen Bestattungsmarkt sind: die Geschäftsleute, die Sterben und Tod als lukratives Geschäftsfeld entdeckt haben und die die Angst, die Distanz und Verunsicherung der Menschen vor dem Tod in klingende Münze umzusetzen verstehen.

Seit die öffentlichen für alle verbindlichen Regeln des Umgangs mit Sterben und Tod, wie sie die dörfliche Kultur sehr prägten, nicht mehr gelten, müssen die Menschen privat alles regeln. In dieser häufig überfordernden Herausforderung stehen ihnen die Bestatter beratend und verkaufend zur Seite. Als erste Berater der Trauernden plädieren sie gern für eine teure

repräsentative Urne. Auf dem Friedhof soll aber dann ein billiges, einfachstes Rasenurnenreihengrab gut genug sein. Geschäftsinteressen prägen eine neue Bestattungskultur.

Kaufen bringt einen Mehrwert, nicht nur für den Verkäufer, sondern auch für den Käufer. Baumbestattungen im „Friedwald“ sind gerade „in“. Viel teurer als auf einem normalen Friedhof werden Urnen beigesetzt in einem großen Wald unter einem Baum, mit 99jähriger Ruhefrist. Für darauf ansprechbare Menschen angereichert mit esoterischen Gedanken zum Naturkreislauf und Asche als Nahrung des Baumes, haben die Baumbestattungen momentan ein modernes Image. Dann kann es passieren, wie ich es selbst erlebt habe bei der Besichtigung eines Friedwaldes bei Kassel, dass trauernde Besucher außerhalb der Öffnungszeiten des Büros auf der Suche nach einer Grabstätte durch ein Labyrinth überall gleich aussehender Bäume irren. Solche Erlebnisse führen die problematischen Aspekte heutiger Bestattungskultur beispielhaft vor Augen:

2.3.3 Entscheidungsfreiheit statt vorgegebener Traditionsregeln und Riten

Die breite Vielfalt heutiger Möglichkeiten in der Bestattungskultur erfordert von den Angehörigen eine Vielzahl von Entscheidungen. Entscheidungen, die alle relativ schnell getroffen werden müssen, deren Auswirkungen ein Angehöriger aber im Augenblick nicht leicht übersehen kann:

- Verbrennung oder Sargbestattung?
- Welche Grabart?
- Wahlgrab oder Beisetzung im Rasenurnenreihengrab?
- Welcher Friedhof?
- Welcher Pfarrer oder Redner?
- Anzeigen oder nicht?
- Trauerbriefe?
- Einladungen zum Kaffeetrinken nach der Trauerfeier?

Eine Vielzahl von Fragen müssen die Angehörigen bald nach dem Tod beantworten, wenn der Verstorbene nicht selbst die Antworten durch einen Vorsorgevertrag bei einem Bestatter vorgegeben hat. Kurz nach einem vielleicht überraschenden Tod sind Angehörige in einer emotionalen Stresssituation, die rationales Denken und besonnenes Entscheiden erschwert. Falsche Entscheidungen, die schon bald bedauert werden, sind vorprogrammiert. Ein Beispiel:

Ein Ehepaar hatte zuletzt vor einigen Jahren, als es beiden noch gut ging, über die Bestattung gesprochen. Seit Krankheiten den Tod immer näher vor Augen rückten, wurde dieses Thema sorgfältig umgangen. Als es ihnen gut ging, haben sie sich darauf geeinigt: Wir brauchen kein Grab. Unsere Kinder gehen sowieso nicht hin und dem Überlebenden soll der häufige Gang zum Friedhof erspart bleiben. Wir lassen uns anonym bestatten. Keine Trauerfeier, kein Grab.

Der Mann wird schwer krank. Die Frau pflegt ihn aufopferungsvoll vier Monate lang zu Hause – eine Zeit, in der sich die beiden wieder sehr nahe kommen. Eines Morgens um acht Uhr stirbt der Mann. Nach der Ausstellung des Totenscheins durch den Hausarzt kommt ein Bestattungsinstitut gegen zehn Uhr und holt den Leichnam ab.

Die Frau sitzt wie gelähmt im Sessel und weint. Jetzt wird ihr auf einmal bewusst, was sie vor Jahren beschlossen und festgelegt hatten: keine Trauerfeier, kein Grab. Der Mann ist weg. Jetzt hat sie nichts mehr. Eben noch die aufopfernde Pflege rund um die Uhr, jetzt nur noch Leere. Keine Trauerfeier mit vielfältigen Vorbereitungen, die die nächsten Tage, die Frist der ersten Trauer, füllen würden, kein Grab, das sie aufsuchen, pflegen und schmücken könnte, wo sie ihrem Mann bewusst nahe ist: nichts, rein gar nichts außer dem Bild auf dem Wohnzimmerschrank.

Der Frau fällt es wie Schuppen von den Augen: Wie hätte sie nur früher ahnen können, was sie für ihren Trauerprozess braucht. Man beerdigt den Mann, die Frau, die Mutter und den Vater nur einmal. Man kann das nicht lernen, um es richtig zu machen. Man kann nicht auf eigene persönliche Erfahrungen zurückgreifen.

Früher hätte es für das Ehepaar nichts zu entscheiden gegeben. Alles war festgelegt: Bestattungsfeier, Grab, Ritus. Menschen konnten nichts entscheiden und sie konnten nichts falsch machen. Sie brauchten auch keine persönliche Verantwortung für richtige oder falsche Entscheidungen zu übernehmen. Niemand konnte ihnen später Vorwürfe machen – und auch sie sich selbst nicht.

Heute ist das anders. Nicht nur lange vor dem Tod in ganz anderer Lebenssituation kann man ohne Beratung und unüberlegt Entscheidungen treffen, auch unmittelbar nach dem Eintritt des Todes muss viel entschieden werden – mit dem großem Risiko von Fehlentscheidungen. Bis vor einiger Zeit die Kommune dem einen Riegel vorgeschoben hat, mussten manche Friedhöfe auf Wunsch der Angehörigen bis zu zehn Prozent der Urnen, die in

Rasennurnenreihengräbern beigesetzt waren, in normale Gräber umbetten, die die Angehörigen dann pflegen und betreuen können.

Entscheidungsfreiheit entspricht dem modernen Lebensgefühl. Man möchte alles in der Hand haben und nach eigenen Wünschen individuell seine Festlegungen treffen. Entscheidungen über Haus- oder Autokauf, Mode oder Urlaube trifft man nach umfassenden Beratungen, langem Überlegen und ausführlichen Gesprächen mit vielen Menschen. Fehlentscheidungen sind auch da nicht ausgeschlossen. Entscheidungen über die Bestattung muss man aber oft in kürzester Zeit und in emotional aufgewühlter Stimmung treffen. Fehlentscheidungen sind vorprogrammiert. Glücklicherweise erlaubt das nordrhein-westfälische Bestattungsgesetz keine Bestattung im Garten und keine Urne auf dem Kaminsims. Das Grab auf einem Friedhof kann man in einem Rhythmus, der dem individuellen Verlauf des Trauerprozesses entspricht, besuchen, z.B. am Anfang täglich, später zweimal die Woche und dann nur noch einmal im Monat. Das Grab auf dem Friedhof erlaubt ein gesundes Abschiednehmen. Das Grab im Garten dagegen und die Urne auf dem Kaminsims hätte man immer vor Augen.

Die moderne Entscheidungsfreiheit begünstigt Fehlentscheidungen, die man später bitter bereut. Das es eine Rückkehr zu alten Traditionen nicht wird geben können, kann man nur raten, frühzeitig Entscheidungen treffen: nach umfassender Beratung nicht nur mit dem Bestatter, der ja seine finanzielle Interessen nicht außen vor lassen kann, sondern auch mit Kindern und Freunden, und nach reiflicher eigener Überlegung. Wenn im Sterbefall rasche Entscheidungen zu treffen sind: keine Experimente! – sondern darauf vertrauen, dass sich Bestattungstraditionen über Jahrhunderte nach den Bedürfnissen der Menschen entwickelt haben. Man kann davon ausgehen, dass diese Bedürfnisse der Trauer, des Abschieds und der Neugestaltung des Lebens relativ stabil sind und sich nicht von einer Generation auf die andere radikal verändern.

Eine gravierende andere Entwicklung kann man noch beschreiben:

2.3.4 Pflegesicherheit hat Priorität: Kolumbarien und Urnenrasenreihengräber

Es sterben heute Menschen, die seit Jahren und Jahrzehnten viel Engagement für die Grabstätten ihrer Angehörigen aufgewandt haben, oft auch mit einem großen Ärger über die ungepflegten Nachbargräber. Die Vorstellung, einst selbst in einer ungepflegten Grabstätte zu liegen, weil die

Kinder sich zu wenig um die Grabpflege kümmern, ist diesen Menschen eine solche Schreckensvorstellung, dass sie lieber ganz auf eine pflegebedürftige Grabstätte verzichten. Sie wählen für sich die Bestattung im pflegefreien Kolumbarium oder in der vom Friedhof gepflegten Urnenrasengrabstätte. Bei beiden Formen ist man nicht mehr auf die Pflege durch Angehörige angewiesen.

Dass die Kinder dieses fehlende Vertrauen spüren und sehr ärgerlich reagieren, erleben viele von denen, die sich für eine solche Grabform entscheiden, ohne mit ihren Kindern darüber frühzeitig gesprochen zu haben. Auch die Zusicherung der Eltern, man habe doch den Kindern nur Arbeit ersparen wollen, hilft nicht, den Konflikt zu bereinigen, denn die Kinder nehmen die kritische Distanz der Eltern als unausgesprochenen Vorwurf wahr: Ihr werdet euch nicht genügend um uns, d.h. um unsere Grabstätten, kümmern.

Die Beisetzung in einer Urnenrasenreihengrabstätte ist keine anonyme Bestattung: Jedes Grab ist durch eine Grabplatte gekennzeichnet und dadurch wieder auffindbar und identifizierbar. Ob – und ggf. wie – man die Grabplatte beschriften muss, hängt von einzelnen Friedhofsordnungen ab; das Spektrum reicht von völliger Freiheit bis zu genauen Kennzeichnungsvorschriften. Viele Menschen erklären, sie wollten sich anonym bestatten lassen. Dahinter steckt meist, wie soeben dargestellt, die Angst vor mangelnder Pflege. Seit vor ca. 15 Jahren die Evangelische Kirche im Rheinland diese Grabform für evangelische Friedhöfe erlaubte, ist die Zahl wirklich anonymer Bestattungen, die für Wuppertal in einem Sammelgrab neben dem Krematorium in Hagen stattfinden, auf einen Bruchteil der früheren Zahlen geschrumpft: Ein Bestatter hat alle, die einen auf eine anonyme Bestattung hinauslaufenden Vorsorgevertrag abgeschlossen hatten, angeschrieben; nahezu alle haben geantwortet, dass ihnen das Urnenrasenreihengrab lieber ist als die anonyme Bestattung im Sammelgrab in Hagen.

Der Wunsch nach Anonymität im Tode wäre auch kaum erklärlich in einer Welt, in der Statusfragen in Leben und Tod eine bedeutende Rolle spielen. Die Menschen sorgen sich um die Grabpflege. Die muss gesichert sein. Deshalb kaufen sie auch immer mehr individuell gestaltete und mehrmals jährlich bepflanzte Urnengrabstätten, die aber auf Dauer vom Friedhof gepflegt werden. Stand früher bei dem Verkauf von Grabstätten auf den Friedhöfen die Wahl zwischen Reihengrab und Wahlgrab im Vordergrund, so lautet heute die erste Frage, ob es eine vom Friedhof gepflegte Grabstätte sein soll oder ob die Angehörigen selbst die Pflege übernehmen möchten.

2.4 De facto: Konservatives Bestattungsverhalten mit im Kern kaum veränderten Riten

Fasst man den Wandel der Bestattungskultur zusammen, dann entsteht doch ein sehr konservatives Bild. De facto hat sich das Bestattungsverhalten im Kern wenig verändert: etwas andere Gräber, mehr Verbrennungen als früher, weniger aufwändige Bestattungen in privaterem Rahmen ohne öffentliche Wahrnehmung. Doch der Ritus, der Ablauf des Abschiednehmens und Bestattens, bleibt ohne größere Veränderungen. Trauerbriefe – Trauerfeier mit Liedern, aber mit erheblich weniger Teilnehmern – Friedhof – schwarze Kleidung auf dem Friedhof – Pfarrerin oder Redner – Raue (Kaffeetrinken). Der christliche Hintergrund muss deutlich bleiben auch bei Ausgetretenen; das „Vaterunser“ gehört auch dann meist dazu.

Ich vermute, dass unausgesprochen im Hintergrund bei vielen Menschen ein Gespür dafür vorhanden ist, dass die Bestattungskultur einen riesigen Schatz hilfreicher Erfahrungen bereithält. So gibt es eine verbreitete Skepsis gegen viele der Ideen, die besonders seit Auftreten der Aidskrankungen mit vielen jüngeren Sterbenden entwickelt worden sind.

- Farbige oder selbst bemalte Särge habe ich als Pfarrer nie bei einer Beerdigung gesehen.
- Das dahinter stehende Anliegen, Bestattungen auch als Abschiedsfest fröhlich feiern zu können, entspricht selten den Wünschen und der Stimmung der Hinterbliebenen, selbst wenn der Verstorbene zu Lebzeiten sich einen solchen Abschied gewünscht hatte.
- Friedwaldbestattungen sind trotz der breiten Öffentlichkeits- und Medienpräsenz sehr selten. Sie sind ein Randphänomen, zumal immer mehr normale Friedhöfe mit Waldlagen solche Baumbestattungen zu normalen Preisen ohne den geschützten Begriff „Friedwald“ anbieten.
- Fast völlig weggefallen sind allerdings die aufwändigen Grabmale. Dienten sie früher als Statussymbole von reichen Familien, so werden heute solche Ziele anders erreicht, z.B. durch eine hohe Präsenz in den Medien, durch Werbemaßnahmen, durch Sponsoring oder durch das Gründen von Stiftungen.

3. Veränderungen in der religiösen Gestaltung der Bestattung

Schauen wir zum Schluss noch auf drei Veränderungen in der christlichen und religiösen Gestaltung der Bestattung.

3.1 Bestattung als Seelsorge

Der Übergang von der öffentlichen Bestattung zur privaten Trauerfeier wird begleitet von einer anderen Gewichtung des Trauergottesdienstes.

Ging es in der öffentlichen Trauerfeier sehr stark auch um die Darstellung eines Lebensweges und das Ansehen eines Menschen in der Öffentlichkeit eines Dorfes oder einer Gemeinschaft, so treten diese Themen auch angesichts der oben erwähnten Schwierigkeiten seit dreißig Jahren merklich in den Hintergrund. Ein Pfarrer, der über das Leben eines Menschen positiv oder negativ richtete, würde heute Unbehagen oder gar Empörung hervorrufen. Natürlich erwarten Trauernde weiter, dass die Ansprache den Verstorbenen in einem guten Licht erscheinen lässt. Das ist zu verstehen und zu respektieren, solange man sich nicht ungebührlich in Strategien der Selbstdarstellung von Familien oder – oft konfliktbeladen – von Teilfamilien einspannen lässt.

Ein christlicher Trauergottesdienst wird heute vor allem als Begleitung der Trauernden und Verkündigung der biblischen Lebensbotschaft verstanden:

- Stärkung durch den Trost der christlichen Botschaft
- Verkündigung der wesentlichen Glaubensaussagen in Bezug auf das Sterben, den Tod und die Ewigkeit des Reiches Gottes
- Anleitung, das gelebte Leben mit all seinen Höhen und Tiefen im Vertrauen auf Gottes vergebende Gnade zu akzeptieren
- Verstärkung der Aspekte des Lebens, auf die man mit Dankbarkeit zurückblicken kann
- Ermutigung der Trauergemeinde angesichts der durch den Tod hervorgerufenen Verunsicherungen und Ängsten
- Begleitung der Trauernden auf dem letzten Weg des Verstorbenen.

Der religiöse Aspekt ist bei Bestattungen wieder wesentlich stärker in den Vordergrund gerückt – ganz anders als bei Trauungen, die zunehmend als glanzvoller Event ohne religiöse Bedeutung verstanden werden. Die Kasualie „Bestattung“ hat mitsamt dem vorausgehenden Trauergespräch und eventuellen Nachgesprächen einen starken seelsorglichen Akzent bekommen. Dazu gehört natürlich, dass die Person und Persönlichkeit des Verstorbenen einen angemessenen Platz in der Trauerrede und den Gebeten erhält. Eine vorwiegend exegetisch-kerygmatische Predigt wäre unangemessen.

3.2 Bestattung als Ankerpunkt der Religiosität

Bei der Bestattung zeigt sich immer deutlicher eine Stärke des christlichen Glaubens: das Angebot einer verlässlichen Herberge, deren Stabilität und Schutz nicht von subjektiven Überlegungen und Erfahrungen abhängig ist. Die Initiativen von vor ca. dreißig Jahren, die Gestaltung von Trauerfeiern in die Hand der Angehörigen zu legen, haben so gut wie keine Spuren hinterlassen. Bei der Auseinandersetzung mit dem Tod brauchen und schätzen die Menschen die Begegnung mit der „fremden“ Autorität des Wortes Gottes. Die Erfahrung des Todes bedroht, berührt zumindest die Statik der eigenen Denkgebäude. Mag auch für die Orientierung im Alltag ein Patchwork-Glaube genügen, so braucht es angesichts des Todes mehr: dass eine Wirklichkeit angesagt und bezeugt wird, die außerhalb von mir gründet und unabhängig von mir gültig ist. Selbst bei freien Rednern für die Bestattung von Menschen, die keiner Kirche angehören, finden sich meist christliche Elemente wie Bibelworte oder das Vaterunser – sicher nicht ohne Wunsch oder Zustimmung der Angehörigen.

3.3 Aussegnungen und Notfallseelsorge

Fast völlig weggefallen sind zumindest im städtischen Bereich die Hausabschiedsfeiern, die Aussegnungen. Selten, dass eine Familie dieses liturgische Ritual des Abschieds von einem Verstorbenen wünscht.

Sehr häufig dagegen werden von Menschen aller Konfessionen und Konfessionslosen die Dienste der Notfallseelsorge in Anspruch genommen. Die Hilfe über die ersten Stunden des seelischen Chaos und des Zusammenbruchs des ganzen Lebensgebäudes nach dem plötzlichen Tod eines nahen Angehörigen ist für viele Menschen von enormer Wichtigkeit. Notfallseelsorger, die in solchen Situationen ein kühlen Kopf und ein berührbares Herz bewahren, tun einen wichtigen Dienst, indem sie Menschen für einige Stunden begleiten, bis die Wege für die nächsten Stunden und Tage geebnet sind. Der flächendeckende Aufbau der Notfallseelsorge seit 1995 im ganzen Rheinland dürfte von großer Wichtigkeit für die Akzeptanz der Kirche in unserer Gesellschaft sein. Die Kirche ist dort in der Not präsent, wo alle anderen keine Hilfe bieten können. Die Kirche hat damit die Bestattungskultur als Lebenshilfe wieder ausgeweitet in den Bereich unmittelbar nach dem Tod: dorthin, wo früher die Aussegnung stattfand.

4. Zukunftsprognosen

Wie wird es weitergehen mit der Bestattungskultur? Ein Himmelreich für den, der das weiß! Natürlich weiß das niemand genau. Und kaum einer wagt eine Prognose, gerade weil die Zeiträume, über die hier nachgedacht werden muss, Jahrzehnte umfassen. Wissenschaftlich haltbare Prognosen gibt es bei dieser Frage nicht.

Ca. 50 Jahre dauert das Auslaufenlassen eines Friedhofs. Solange muss er gepflegt werden, ohne dass neue Bestattungsgebühren die Friedhofspflege tragen.

Wenn man die wechselhafte Geschichte der Bestattungskultur betrachtet, wird man merken, wie schwierig Zukunftsprognosen sind. Mitte der siebziger Jahre waren viele Friedhöfe voll, man plante neue. Doch eine Gesetzesänderung verkürzte die Ruhefristen, die sich stark verbreitende Mobilität der Familien ermunterte immer mehr, ihre Gräber nicht weiter zu kaufen, und die Vorbehalte vieler Menschen und auch der Kirchen gegen Verbrennungen schwanden. Plötzlich wurden die vorhandenen Friedhöfe leerer, Grabflächen wurden nicht mehr belegt und immer größere Rasenflächen prägen seither die Friedhofslandschaft. Und diese Friedhöfe sind immer schwieriger zu unterhalten.

Doch wer weiß, was in Zukunft passiert? Vielleicht treten die Friedhöfe irgendwann wieder stärker in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Vielleicht werden für junge Menschen die Gräber ihrer Vorfahren zu Symbolen ihrer Heimat, die sie ihres Berufes wegen verlassen mussten zu einer Odyssee mit jährlich wechselnden Adressen. Vielleicht gilt die große Grabstätte irgendwann wieder einmal als schick.

Was kann man tun, um die Unterhaltungskosten der Friedhöfe den schwindenden Einnahmen anzupassen und sie damit zu erhalten?

- Die Friedhofsträger, vielfach die Kirchengemeinden, können die Belegung ihrer Friedhöfe so steuern, dass irgendwann nach Jahrzehnten Randflächen anders genutzt oder verkauft werden können.
- Flächen im Inneren der Friedhöfe kann man mit Hecken unsichtbar machen und damit den Pflegeaufwand reduzieren.
- Wege kann man begrünen und damit eine leicht zu pflegende Rasenlandschaft mit Gräbern wie kleinen Einsprengseln schaffen, so wie es amerikanische Friedhöfe vormachen.
- Städte können die Friedhöfe als Grünflächen und Parks, als Erholungszone ansehen und so ihre Erhaltung fördern.

- Wenn man bedenkt, dass der Besucher eines preiswerten kleinen Urnengrabes dieselbe Infrastruktur eines Friedhofs nutzen wie der Besucher eines teuren Wahlgrabes, dann ist es gerechtfertigt, Urnengräber teurer zu machen und Sarggräber preiswerter. Vielleicht können dann auch wieder mehr große Gräber verkauft werden.

Sie sehen, es ist sehr schwierig, Wege zu finden, dass die Gemeinden als Friedhofsträger auch in 50 Jahren noch ihre Friedhöfe behalten und unterhalten können. Ich bin allerdings gerade aus der Rückschau auf die dreißig von mir erlebten Jahre Friedhofskultur überzeugt, dass auch in hundert Jahren Menschen Friedhöfe brauchen und es deshalb eine Finanzstruktur geben wird, die es Gemeinden ermöglicht, Friedhöfe zu unterhalten.

Wir sind am Ende einer kleinen Gedankenreise durch die Veränderungen und Beständigkeiten der Bestattungs- und Friedhofskultur. Unendlich groß ist die Vielfalt. Ich wollte nur mit einigen wenigen Akzenten die Faktoren beleuchten, die meines Erachtens den Kulturwandel beeinflussen und prägen.²

² Bestattungsfragen sind oft sehr persönliche Angelegenheiten, die sich der Diskussion im großen Kreis entziehen. Wenn sie gern über solche persönlichen Fragen sprechen möchten, können Sie mit mir Kontakt aufnehmen (Kontakt Daten am Ende des Heftes).

Danke und Adieu, Sigrid Becker!

Willkommen, Maren Weiß!

„Redaktion: Sigrid Becker“ – von Heft 12 / 1998 an, als die bisherige „Beratungs- und Studienstelle für den Gottesdienst“ in die „Arbeitsstelle für Gottesdienst und Kindergottesdienst“ eingegangen war, enthielten nahezu alle Ausgaben von „Thema: Gottesdienst“ diesen Vermerk. Beim letzten Heft war das zum letzten Mal der Fall. Sigrid Becker ist zum 1. Oktober 2010 in den Ruhestand getreten. Für die rheinische Arbeitsstelle Gottesdienst, deren Sekretärin sie 15 Jahre lang war, ist das eine Zäsur. Den meisten dürfte Sigrid Becker als *Stimme* der Arbeitsstelle Gottesdienst in Erinnerung sein. Sie telefonierte virtuos: *cresc.* und *descresc.*, *accel.* und *rall.*, *dolce* und *furioso*, dabei konstant freundlich und verständnisvoll – es war eine Lust, mit ihr zu telefonieren, und vor allem, ihr dabei zuzuhören. Überhaupt war sie eine großartige Mitarbeiterin und allseits geschätzte Kollegin. Danke und Adieu, Frau Becker, und einen gesegneten Ruhestand!

„Redaktion: Maren Weiß“ – schon von Heft 30 / 2009 an trägt unsere Zeitschrift diesen Vermerk. Maren Weiß hat schon im vergangenen Jahr als Sekretärin der Arbeitsstelle Gottesdienst Wuppertal angefangen und inzwischen auch die entsprechenden Aufgaben für die Arbeitsstelle Prädikantinnen und Prädikanten – und manche Aufgaben für das Haus Gottesdienst und Kirchenmusik insgesamt – übernommen. Eine glückliche Nachfolgelösung, ein geglückter Wechsel! Willkommen, Maren Weiß, und eine gesegnete Arbeit im HGK!

ME

21. – 25. Februar 2011 (Mo – Fr)

**Atem und Stimme
Singen und Sprechen im Gottesdienst**

Pastoralkolleg für Pfarrerinnen und Pfarrer aller Dienstjahre

Für unser liturgisches Singen und Sprechen sind Atem und Stimme nicht nur technische Werkzeuge. Sie sind körperliche Medien der gottesdienstlichen Begegnung – in der Gemeinde und zwischen Gott und seiner Gemeinde. Den physischen und geistlichen Dimensionen unseres gottesdienstlichen Singens und Sagens ist dieses Kolleg gewidmet. Wir erproben sie an liturgischen Gesängen in der Spannweite von Gregorianik bis praise & worship.

Trainingscamp für die eigene Stimme und Praxisseminar zu liturgischen Altertümern und Neuigkeiten – die Kollegwoche soll beides verbinden.

Referenten:

Nicola Rosen, Musikwissenschaftlerin (MA) und Dozentin für Stimmbildung, Daaden
Kantor Christoph Spengler, Remscheid

Leitung:

Dr. Martin Evang, Arbeitsstelle Gottesdienst im HGK

Ort:

Theologisches Zentrum Wuppertal
Missionsstraße 9a
42285 Wuppertal

Kosten:

80 Euro

Anmeldung:

beim Gemeinsamen Pastoralkolleg
im Institut für Aus- Fort- und Weiterbildung (IAFW) in Villigst
Fon 02304 / 755-141/-142
Fax 02304 / 755-157
E-Mail pastoralkolleg@institut-afw.de
www.institut-afw.de

Informationen:

bei der Arbeitsstelle Gottesdienst im HGK

An diesem Heft haben mitgearbeitet:

Pfarrer Manfred Alberti
Lüntenbecker Weg 38
42327 Wuppertal
E-Mail: alberti@sonnborn.de

Pfarrer Dr. Folkert Fendler
Zentrum für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst
Hinter der Michaeliskirche 3
31134 Hildesheim
E-Mail: folkert.fendler.ekd@michaeliskloster.de

Pastorin Anne Gidion
gottesdienst institut nordelbien
Königstraße 54
22767 Hamburg
E-Mail: ag@gottesdienstinstitut-nek.de

Pfarrer Dr. Dieter Jeschke
Clarenbachweg 10
40883 Ratingen
E-Mail: dieter.jeschke@ekir.de

Pfarrerinnen Doris Joachim-Storch
Zentrum Verkündigung der EKHN
Referat Gottesdienst
Markgrafenstraße 14
60487 Frankfurt am Main
E-Mail: doris.joachim-storch@zentrum-verkuendung.de

Landeskirchenmusikdirektor Dr. Gunter Kennel
Ev. Kirche Berlin – Brandenburg – schlesische Oberlausitz
Georgenkirchstraße 69
10249 Berlin
E-Mail: g.kennel@ekbo.de

Vikar Dr. des. Frank Peters
Sybelstraße 43
45145 Essen
E-Mail: frank.peters@ekir.de

Pfarrerinnen Annette Sachse
Ev. Seelsorge in der Charité
Campus Benjamin Franklin
Hindenburgdamm 30
12200 Berlin
E-Mail: annette.sachse@charite.de

Redaktion:

Pfarrer Dr. Martin Evang
E-Mail: martin.evang@ekir.de

Maren Weiß
E-Mail: weiss@thzw.de

Arbeitsstelle Gottesdienst
im Haus Gottesdienst und Kirchenmusik der EKIR

Pfarrerinnen Dr. Ilsabe Seibt
E-Mail: i.seibt@akd-ekbo.de

Arbeitsstelle Gottesdienst
im Amt für kirchliche Dienste in der EKBO

Druckerei:

Druckerei Uwe Nolte, Iserlohn
www.druckerei-nolte.de

Herausgegeben von der

Arbeitsstelle Gottesdienst
im Haus Gottesdienst und Kirchenmusik der EKIR
Missionsstraße 9a
42285 Wuppertal
Fon: 0202 - 2820 - 320
Fax: 0202 - 2820 - 329
E-Mail: arbeitsstelle-gottesdienst@ekir.de
www.gottesdienst-ekir.de

und der

Arbeitsstelle Gottesdienst
im Amt für kirchliche Dienste in der EKBO
Goethestraße 26-30
10625 Berlin
Fon: 030 - 3191 - 215
Fax: 030 - 3191 - 283
E-Mail: b.wittkopf@akd-ekbo.de
www.akd-ekbo.de/gemeinde-und-pastoralkolleg/arbeitsstelle-gottesdienst.de

Auflage: 7.200